



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 6, Nr. 18 September 3, 1953

Köln: Bund-Verlag, September 3, 1953

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Arbeiterparadies 1953

Drei Wochen in vier Volksdemokratien - „Ich sah eine andere Welt“ - Reisebericht von unserem Mitarbeiter Heinz Stuckmann

Beinahe hätte ich den Brief in den Papierkorb geworfen. Das haben die meisten Kollegen getan. Und dadurch kamen sie um eine Reise durch die volksdemokratischen Volksdemokratien. Ich sage Ihnen: das ist interessanter als sechs Monate USA. Das ist eine andere Welt. Aber ich will nichts vorwegnehmen.

Die Einladung kam vom „Komitee der Bundesrepublik Deutschland zur Vorbereitung der IV. Weltjugendfestspiele der Jugend und Studenten für Frieden und Freundschaft in Bukarest“. Gott, dachte ich, was für ein Name, und rief die Leute erst einmal an, weil ansonsten sowenig Konkretes auf den vier Seiten stand. Vor allem wollte ich ein Programm haben. „Ich kann nämlich nicht 14 Tage in Bukarest bleiben“, sagte ich dem Fräulein. Das Fräulein hatte kein Programm, wußte auch sonst nicht, was in Bukarest geboten würde. „Ich meine: Wann sind die Höhepunkte in Bukarest?“ — „In Bukarest ist jeder Tag ein Höhepunkt“, flötete es durch den Draht. Ich gab es auf. Eines Morgens stand ich in Berlin am Bahnhof Zoo und fragte nach dem Majakowskiring, laut Prospekt Auffangstelle für alle westlichen „Friedensfreunde“. Der Straßenbahnkontrolleur kannte die Straße nicht und blätterte lange in seinem dicken Buch. Dann sagte er: „Mit der U-Bahn bis Endstation Pankow. Dort müssen Sie noch einmal fragen.“ Dabei sah er mich ganz eigenartig an. Warum, das sollte ich zwei Stunden später erfahren.

Der Volkspolizist an der Endstation Pankow wußte entschieden besser Bescheid und antwortete auf meine Frage nach dem Majakowskiring: „Da können Sie aber nur mit einem Sonderausweis hin.“ Ich zeigte meine Einladung. Er las, grüßte militärisch, nannte Straßenbahn und Haltestelle. Dennoch kam ich nicht weiter. Die Schaffnerin verlangte Ostgeld. Ich — zum erstenmal drüben — hatte nur Westgeld. „Dann müssen Sie aussteigen.“ Ich tat es, an der nächsten Haltestelle. Der Weg war endlos und der Koffer schwer. Berlin ist ja kein Dorf. An diesem Morgen spürte ich es.

Genosse Präsident ist nicht da

Quer über den Majakowskiring geht ein grüner Bretterzaun (so habe ich mir als Kind immer das Ende der Welt vorgestellt). Links ist ein Loch. Davor steht ein Schilderhäuschen, und an jenem Morgen ging ein Volkspolizist in brauner Russenuniform mit umgehängter Maschinenpistole dort auf und ab. Ich zeigte meine Einladung vor. Er rief einen anderen Posten. Der verschwand mit meiner Einladung.

„Was ist das hier“, fragte ich den Posten. Er: „Hier wohnt unser Präsident Wilhelm Pieck!“ O Gott, dachte ich, zu dem wollte ich eigentlich nicht. Und wie redet man den an. „Herr Präsident“ klingt so westlich. „Genosse Präsident“ kann ich ja auch schlecht sagen. Der Posten schien meine Gedanken zu erraten: „Der Präsident ist aber nicht da. Er erholte sich auf der Krim.“ Also war ich meiner Sorgen entzogen.

Der andere Posten blieb lange und kam schließlich mit meiner Einladung zurück: „Genosse, das ist ein Irrtum. Du bist hier falsch. Du mußt zurück zum Bahnhof Friedrichstraße. Dort fragst du nach dem Hotel Albrechtshof.“ Das war ungefähr in der Gegend, von wo ich eben — fast vor zwei Stunden mit der U-Bahn und zu Fuß — hergekommen war. Außerdem hatte ich kein Ostgeld. Ich sah mich drei Stunden lang zu Fuß durch Berlin marschieren. Ich spürte meinen schweren Koffer. Das alles erklärte ich den Uniformierten und verlangte einen Wagen. Er zog wieder los — ich sah nie wohin —, blieb wieder lange, kam ohne Wagen zurück, dafür aber mit einer DM-Ost. Der Genosse Wachhabende hat sie gestiftet. Für meine Straßenbahnfahrt. Gegen 10 Uhr kam ich wieder in der Gegend an, von der ich um 6 Uhr losgefahren war.

Zwei Treppen hoch, Zimmer 82

Hinter dem Bahnhof Friedrichstraße fand ich das Hotel Albrechtshof, einen häßlichen Kasten im Stil der Jahrhundertwende. Der Portier sah sich nicht einmal die Einladung an und sagte nur: „Zwei Treppen hoch, Zimmer 82.“ Kein Zweifel, er kannte seine Kundschaft gut. Zimmer 82 war verschlossen, und eine Frau sagte, die Herrschaften seien weggegangen.

Nach einer Weile kamen die von Zimmer 82. Es waren keine Herrschaften, sondern zwei junge Leute — ein Mann und ein Mädel. Erst später habe ich begriffen, daß es ein Funktionärsehepaar war. Sie stellten sich vor: „Rogee“, begrüßten mich sehr froh und

herzlich wie einen alten Bekannten, entschuldigten sich wegen der Fahrt zum Majakowskiring („wir müßten umorganisieren“) und boten mir Platz an. Als erstes bekam ich eine Reihe Fragebogen — es waren sieben oder acht. Sie waren nicht so lang wie unsere alten englischen, dennoch nicht gerade bescheiden.

Mit nüchternem Magen schreibt sich nun so was schlecht, und ich fragte bescheiden, wo man gut frühstücken könne und ob Westgeld Zahlungsmittel sei. Nein hieß es, Westgeld sei im demokratischen Sektor verboten. Es dauerte eine Weile, bis ich begriffen hatte, daß ich aus dem undemokratischen Sektor käme und mit dem demokratischen Sektor also der Ostsektor gemeint sei. Es ist manchmal wirklich schwierig mit der deutschen Sprache.

dachte ich, derweil mir erklärt wurde, ich könne aber jederzeit mein Geld 1:1 gegen Ostgeld umtauschen. An jenem Tag stand der Kurs aber eine DM-West gegen 5,10 DM-Ost, und so dumm war ich denn doch nicht. Herr Rogee half freundlicherweise mit 10 DM-Ost aus, und seine junge Frau wollte mir zeigen, wo man frühstücken könne: „Gehen wir ins Gastronom. Nebenan ist auch gleich der Fotograf. Wir brauchen nämlich 12 Paßbilder von Ihnen.“ Wieso zwölf, wollte ich wissen, aber das wußte sie auch nicht. Nur drei davon habe ich später auf irgendwelchen Ausweisen wiedergefunden. Wer wird wohl jetzt die anderen haben? So schön bin ich doch gar nicht. HO-Gastronom hatte wegen Inventur geschlossen. Der Fotograf nahm mich auf die Platte. Im Albrechtshof konnte ich gegen 11 Uhr einmal mein Frühstück bestellen: Ein Kännchen Kaffee, Brötchen. Butter und ein weichgekochtes Ei. Ich bekam: ein Kännchen Kaffee (er war ausgezeichnet), drei nicht mehr frische Brötchen und eine unbekannte Marmelade. Durch das Fenster hindurch las ich ein Transparent: „Freiheit den geknechteten Patrioten in der Adenauer-Republik!“

Der Buchhändler hörte an meiner Aussprache, daß ich aus dem Rheinland kam, und meinte: „Was wird denn bei Ihnen so gelesen?“ Ich versuchte es zu erklären (kam nicht umhin, etwas zu schematisieren), sprach von der seichten Unter-

haltungslektüre und von der schönen Literatur, nannte die Modernen (Hemingway, Greene, Bernanos, Mailer usw.) und vergaß auch die Jungen nicht, von Borchert bis Böll. Die Modernen kannte er teilweise nicht, von Heinrich Böll wußte er nicht einmal den Namen, er, der Buchhändler in der Friedrichstraße, mitten in der City.

Aber das stört ihn nicht: „Sehen Sie, wir haben für so was keine Zeit. Wir müssen lernen und arbeiten und nochmals lernen und arbeiten für den sozialistischen Aufbau der Deutschen Demokratischen Republik, müssen uns stark machen für den Friedenskampf und für eine bessere Zukunft.“ Er zeigte mir seinen Laden: Marx, Lenin, Stalin, Geschichte der KPdSU (B) und was diese Linie fortsetzt. Zur Unterhaltung: Scholochow, Simonow, Tyjanow, Majakowski, bestimmte Werke von Tolstoj („Krieg und Frieden“). Ein paar Deutsche am Rande: Egon Erwin Kisch, Bert Brecht, Johannes R. Becher, Kurt Tucholsky (und es fiel mir ein: der gute Tucho wird sich im Grab umdrehen). Ein paar Klassiker. Aus. Sagte ich zu dem Mann: „Lernt von der großen Sowjet-Union!“ Er: „Sie meinen es spöttisch. Es ist was Wahres dran. Sie sollten es besser auch tun. Sie werden es bereuen. Denken Sie an mich.“

Erhöht die Betriebswachsamkeit

Das steht jetzt in allen Ecken. Was es heißt? Da fragen Sie mich zuviel. Vielleicht so: Ich wollte am Regierungsgebäude, hinter dem Potsdamer Platz, fotografieren. Das war verboten! Ich wollte die Trümmer der Reichskanzlei einschließlich Führerbunker auf die Platte haben. Das war verboten! Ich wollte visavis das Haus der Nationalen Front aufnehmen. Das war verboten. Und überall gingen die Volkspolizisten mit Maschinenpistolen, immer zwei nebeneinander. Vor der Nationalen Front fragte ich zwei: „Sagen Sie, meine Herren, warum darf ich das Haus nicht fotografieren?“ Das wußten sie auch nicht. Ich wünschte einen Offizier zu sprechen. Der wußte es auch nicht, verlangte aber sehr nett und höflich meinen Ausweis zu sehen. Ich gab meine Bukarester Einladung sofort dazu. Da wurde er aufgeschlossener: „Verstehen Sie, es könnte doch ein Mißbrauch mit dem Foto getrieben werden.“ Ich: „Ist denn irgendwas Geheimes oder Militärisches in dem Haus?“ Er: „Nee, das ist nur die Nationale Front. Aber das Foto könnte zum Beispiel im Westen veröffentlicht werden.“ Ich: „Als Reporter fotografiert man natürlich, um die Fotos zu verkaufen, also damit sie veröffentlicht werden.“ Er: „Ich will Ihnen ja auch gar nichts. Aber Sie wissen doch, wie das mit den Hetzblättern im Westen ist. Sie machen alles schlecht...“

Jedenfalls hat man Angst. Ich weiß nicht wovon. Dieses Gebäude darf man nicht fotografieren, jene Anlage nicht und Vopos schon gar nicht. Ich habe genau zehnmal den Versuch gemacht — natürlich nicht ohne freundliche Anfrage vorher. Sie wollen für nichts in der Welt fotografiert werden.

Meinte der Westberliner Schutzmänn (mit etwas Bauch) am Breitenbachplatz drei Wochen später zu seinem Kollegen, als ich ihn fotografierte: „Nu möcht ick aba ma wiss'n, wat an mir zu knipsen is.“

Fortsetzung Seite 7

Mit faulen Eiern werfen

In diesem Wahlkampf wird mit allgemeinen und persönlichen Verdächtigungen operiert, die vor nichts und niemand haltmachen. „Alles für die Demokratie“?

Die Schlacht wird geschlagen sein, wenn die Mehrzahl unserer Leser diese Zeilen zu Gesicht bekommt. Gemeint ist die Wahlschlacht. Es wird wie ein Aufatmen durch das Land gehen, das sie beendet. Sie war doch zum Teil wenig erfreulich. Der unerfreuliche Teil wird erst in den kommenden Wochen und Monaten bereinigt werden, sobald in vielen Fällen die Gerichte gesprochen haben.

Die Wahrheit kommt später. In diesem Wahlkampf ist mit sehr vielen allgemeinen und persönlichen Verdächtigungen operiert worden, die vor nichts und niemand haltmachen. Man hat Personen und Organisationen verunglimpft, ohne sofort den Wahrheitsbeweis anzutreten. Man hat üble Dinge gegen andere gesagt, die man gehört, die man annimmt, die man vermutet, ohne sie schwarz auf weiß sofort zu beweisen. Die Beschuldigten müssen zum Richter, damit dieser dafür sorgt, daß die Beweise für die erhobenen Behauptungen erbracht werden. Das braucht seine Zeit. Die Wahrheit kommt später.

Es war schmerzlich und peinlich zugleich zu sehen, daß Männer, die als Persönlichkeiten einen großen Raum ausfüllen, deren Worte politisches Gewicht

haben und die wirklichen Träger der demokratischen Ordnung sind, die geistige Ebene verließen, auf der sie sich sonst täglich bewegen, die sonst ihre wirkliche Welt ist, um auf die unterste Stufe im Wahlkampf zu treten.

Sie haben damit ihrem persönlichen und politischen Ruf geschadet, doch noch größer ist der Schaden, der unserer jungen, werdenden demokratischen Ordnung zugefügt wurde. Intensiv wie selten, hat man sich bemüht, gerade die junge Generation zur Teilnahme am politischen Leben und zur Stimmabgabe zu bewegen. Dieser Arbeit ist nicht gut gedient worden. Schlechte Beispiele verderben die Sitten. In einigen Monaten werden die Statistiker uns sagen können, wie sich die Dinge auswirkten und wie mit dieser Arbeit wieder begonnen werden muß.

Aber es gab auch Lichtblicke. Gemeinschaftliche Versammlungen, sachliche Diskussionen, persönliche Entschuldigungen. Es wäre wert, diese guten Beispiele zu sammeln. Eins wollen wir veröffentlichten. Das des Ministerpräsidenten Karl Arnold, der bemüht war, einen sachlichen und fairen Kampf zu führen, wie er sich mit Justizminister Dr. Dehler auseinandersetzt.

Hier irrt mein Freund Dehler!

Die großartige Rede des anständigen Politikers Karl Arnold, gehalten in Essen

Vor einigen Tagen hat hier in Essen der Herr Bundesminister der Justiz, Dr. jur. Thomas Dehler, gesprochen. Ich hege gegenüber Herrn Dehler freundschaftliche Gefühle. Er gehört zu den politischen Gegnern, über deren Ausführungen man einfach nicht böse sein darf, weil seine Einfälle immer etwas originell sind. Hier in Essen hat sich aber Herr Dehler in einer Versammlung der FDP am Dienstag, dem 11. August, doch selbst überfallen. „Wer Adenauer will, muß FDP wählen“, hat er im Essener Saalbau kategorisch ausgerufen. Das war kein Scherz, jedenfalls kein freiwilliger. Er hat diesen überzeugenden Wahlschläger sogar ausführlich begründet. „In vielen Unterredungen mit uns“, so hat Herr Dehler wörtlich erklärt, „gab Adenauer uns zu verstehen, daß er an einer starken FDP außerordentlich interessiert sei.“ Der Schlüssel für das Verständnis für soviel Ungereimtes liegt nach Herrn Dehler in folgendem: „Die Freien Demokraten haben zur richtigen Zeit die Gewichte in die richtige Richtung verschoben.“ Herr Dehler gab dann ein großes Geheimnis preis, womit er mir gleichzeitig eine große Ehre antat. „Die große Leistung der FDP war es“, so sagte Herr Dehler, „daß zum Bundeskanzler im Jahre 1949 nicht der heutige Ministerpräsident Ihres Landes gewählt wurde.“

Diese große Leistung der FDP ist meiner Ansicht nach um so höher anzuschlagen, als sie wohl, abgesehen von Herrn Dehler, allen Beteiligten ein Geheimnis geblieben ist. Davon ist nämlich nie die Rede gewesen.

Leider läßt das Gedächtnis unseren Bundesjustizminister etwas im Stich, wenn er als Historiker auftritt. „Wenn es vor 1933 keine echte Demokratie gegeben hat“, so sagte er hier in Essen, „dann ist der Grund darin zu sehen, daß damals

eine große Koalition der bürgerlichen Parteien mit der SPD bestanden hat.“

Nun hat es zwar in der Weimarer Zeit nur zweimal eine sogenannte Große Koalition gegeben, nämlich einmal unter einem Mann, der dem liberalen Lager angehörte, mit Namen Gustav Stresemann, dem die heutigen reaktionären Parteifreunde des Herrn Dehler damals das Leben zur Hölle gemacht haben. Ich stehe nicht an zu erklären, daß viele meiner Parteifreunde und ich selbst den nach Dehler so „undemokratischen“ Stresemann mit Überzeugung und Leidenschaft in seiner Politik auch dann unterstützten, als die eigenen Parteifreunde ihn bis aufs Messer bekämpften.

Lassen Sie uns Herrn Dehler weiter in seinem geschichtlichen Exkurs folgen. Es hat nämlich nochmals eine „undemokratische“ große Koalitionsregierung zwischen den bürgerlichen Parteien und der SPD von 1928 bis 1930 gegeben, der Stresemann als Außenminister angehörte. Als diese Regierung durch die Unvernunft der Parteifreunde Dehlers, die sich wegen eines halben Prozents der Beiträge zur Arbeitslosenversicherung stritten, stürzte, ging es rapid bergab. Herr Dehler hat recht. Eine echte Demokratie hat es insofern in den Parteien, die als Vorgänger der FDP figurierten, damals nicht gegeben, denn als der letzte große Demokrat der liberalen Deutschen Volkspartei, Gustav Stresemann, gestorben war, liefen die Anhänger schleunigst zur NSDAP über. Die 0,5 Prozent Arbeitslosenversicherung brauchten nicht gezahlt zu werden.

Aber nun muß ich den jungen Herrn Thomas Dehler gegen den heutigen Justizminister Dr. Dehler in Schutz nehmen. Der junge Herr Dehler

Fortsetzung Seite 6

Lies auf Seite 7: „Der Tod fährt mit.“ Motorradfahrer mit und ohne Sozjus-Bräut machen die Landstraßen unsicher ...



Bild oben: Die junge Frau will in Bukarest einkaufen. Sie kommt vom Lande, weil dort die Läden leer sind. In Bukarest ist aber Überfluß, weil hier die „Weltjugend-Festspiele“ stattfinden. Die westlichen Reporter und die Ausländer sollen getäuscht werden.



Schön verdient

Die Kosmetikerin Helena Rubinstein hat innerhalb von 50 Jahren 170 verschiedene Schönheitspräparate erfunden und mit ihnen 25 Millionen Dollar verdient.

Fünf Minuten Deutsch

„An diesem Tag muß unser Personal der Zutritt zu Ihren Räumen möglich sein.“ So heißt es in dem Rundschreiben, mit dem die Technischen Werke der Stadt Stuttgart den Stromabnehmern den Tag der Umstellung auf 220/380 Drehstrom mitteilen. In der Sprache des Kundendienstes würde die Aufforderung etwa so lauten: „Wir bitten Sie, dafür besorgt zu sein, daß am Tage der Umstellung unsere Beauftragten die erforderlichen Arbeiten in Ihren Räumen verrichten können.“

Jeden Sonntag eine Flasche Wein

Eine Flasche guten Weines und eine gute Zigarre muß ein jugendlicher Verkehrssünder dem 70jährigen ehemaligen Pfungstädter Schuldieners ein Jahr lang jeden Sonntagmorgen bringen. Der Darmstädter Jugendrichter fällt dieses Urteil gegen einen 18jährigen Angeklagten, der den alten Herrn nach einer Schulfest mit dem Motorrad angefahren und erheblich verletzt hatte. Wenn der junge Mann dieser Weisung nicht nachkommt, muß er vier Wochen Jugendarrest verbüßen. Außerdem erhielt der Angeklagte für ein Jahr Fahrverbot.



Wechselt die Hüte

In Rom hat eine Frau eine Hutausleihe eröffnet. Für einen Monatsbeitrag von 10 DM kann sich jede Frau monatlich zwei Hüte ausleihen. Für 20 DM wird sogar jede Woche ein Hut geliefert werden. Der Andrang soll außerordentlich groß sein.

Immer der Nase nach

In Kopenhagen gibt es eine Straßengeruchkommission, wie sich aus den jetzt veröffentlichten Etatsposten der Stadtverwaltung ergibt. Die Mitglieder der Straßengeruchkommission haben die Aufgabe, die Zusammensetzung der Straßengerüche in den verschiedenen Stadtteilen zu studieren, zu analysieren und über sie Bericht zu erstatten...

Zucker

Den zweireihigen Zivilanzug über und über mit Medaillen bedeckt, entstieg der 34jährige kubanische Zuckerbotschafter, Luis Rodriguez Acosta, einem Flugzeug in Berlin-Tempelhof, dem letzten westlichen Aufenthaltsort vor seinem Endziel: Moskau. Dort will er dem sowjetischen Staatschef Malenkow als „Botschafter guten Willens“ fünf Pfund echten kubanischen Rohrzucker überreichen und ihn bitten, ihm eine Botschaft an Präsident Eisenhower zu überreichen. „Damit will ich dem Frieden dienen. Überall, wo die Menschen Zucker essen, sind sie zufrieden und wollen keinen Krieg“, erklärte Rodriguez.



AUFWARTS

Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Georg Reuter und Wilhelm Biedorf. Schriftleitung: Hans Treppie. Graphische Gestaltung: Willi Fleckhaus. Telefon 7 08 81. — AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionen und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandene Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: Kölner Pressedruck GmbH., Köln.

Aus allen Rohren wurde auf uns gefeuert

Aber im letzten Vierteljahr sind rund 20 000 Frauen und Männer neu zu den Gewerkschaften gekommen: Arbeiter, Angestellte und Beamte

Man könnte in der Sprache der Kriegsberichterstattung schreiben, wenn man darüber berichtet, mit welchen Mitteln und in welchen Formen in den letzten Wochen gegen die „bösen“ Gewerkschaften gekämpft wurde. Aus allen Rohren wurde geschossen. Dabei auch reichlich die Mittel der Lüge, der üblen Nachrede und der Verleumdung verwandt.

Aber die Munition war denkbar schlecht. Es gab Fehlzündungen am laufenden Band. Vor so etwas, wenn's auch mal laut knallt, erzittern Gewerkschafter nicht. Mit so etwas kann man sie nicht irremachen, noch Zweifel an der Richtigkeit ihrer Haltung erwecken. Keines der kriegerischen Ziele wurde erreicht.

Nach alledem, was sich in den letzten Wochen getan hat, was gesagt wurde, um die Gewerkschaften anzuschließen, muß man fragen, was für Vorstellungen haben eigentlich diese Kreise über das Wissen und Denken der Arbeiter, Angestellten und Beamten? Geht man diesen Vorstellungen nach, dann kommt man zu dem Ergebnis, daß diese Kreise die Arbeitnehmer als eine gedankenlose Masse ohne eigenes Urteil betrachten.

Diese Vorstellung haben sie zum Teil schon seit Jahrzehnten. Leider haben sie in dieser Zeit nichts gelernt. Und man darf es ruhig sagen: Die Dummheit ist bei denen, die da glauben, Mißtrauen zwischen Mitgliedern und Führung der Gewerkschaften säen zu können. Daß es auch mit den übelsten Mitteln nicht möglich ist, haben diese Wochen wieder bewiesen. Das, was die Gewerkschaften getan haben, geschah nach dem Willen ihrer Mitglieder und wurde von deren Vertrauen getragen.

Aber mehr noch. Das Vertrauen der Arbeitnehmer zu den Gewerkschaften wächst. Im letzten Vierteljahr sind rund 20 000 Frauen und Männer neu zu den Gewerkschaften gekommen. Arbeiter, Angestellte und Beamte. Gibt es einen besseren Beweis für die Richtigkeit des gewerkschaftlichen Weges und des Vertrauens zu diesem Weg?

Das zeigt sich erst recht in diesen Wochen. Mancher, der mit dem Herzen bei uns war, ohne Mitglied zu sein, läßt sich nun in seine Gewerkschaft aufnehmen und stellt sich neben seine Kollegen. Unsere Gegner wollten uns schwächen. Ihr Tun stärkt uns. Füllt und schließt unsere Reihen. Läßt die Zahl unserer Mitglieder wachsen und entschlossener machen.

Als es gegen die Gewerkschaften losging, haben die Arbeitnehmer sofort begriffen, was gespielt werden sollte. Daß es im tiefsten Grunde gegen sie selbst ging. Ihre Antwort ist klar und eindeutig. Sie stärken die Organisation, die ihre Interessen vertritt: die Gewerkschaft. Ihr schließen sie sich als neue Mitstreiter an.

Die Alten und die Neuen sind eine Einheit. Wenn sie diese weiter stärken, wird nichts sie in der Zukunft auseinanderbringen können.

Dafür zu arbeiten, sei der Stolz der Jungen, der Alten und eines jeden, der neu zu uns kommt.

Das schlafende Mädchen

Ein oder zwei Schreie? — Niemand weiß das noch genau. Man weiß nur, daß ein kleines Kind aus einem Fenster des dritten Stockes gestürzt ist und dabei den Tod fand. Das war mittags gegen 13 Uhr.

Die Zeitungen schreiben: „Die 15jährige Schwester, die das Kind beaufsichtigte, während ihre Mutter abwesend war, ist eingeschlafen!“

Der Bürger liest das, bedauert im stillen die Mutter und schimpft vielleicht noch über das 15jährige Mädel, das am hellen Tage fest einschlief. Wer macht sich Gedanken darüber, warum das Mädel eingeschlafen ist? Nun, ich habe mir einige Gedanken gemacht, denn das Mädel arbeitet in unserem Betrieb.

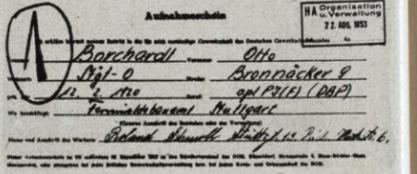
Aber sie hat doch erst um 14.30 Uhr Feierabend, wieso ist sie schon um 13 Uhr zu Hause? Ach ja, es sollte ja am Tage vorher eine Nachtschicht gemacht werden, und alle, die sich mehr oder weniger freiwillig gemeldet hatten, gingen also am Tage vorher um 14.30 Uhr nach Hause, um Punkt 23 Uhr wieder mit ihrer Arbeit zu beginnen, darunter auch die 15jährige. Aber kann man in einer Flüchtlingswohnung am Tage schlafen, wenn man nicht übermüdet ist? Kollegin Z. kam also um 23 Uhr ohne Schlaf zur Arbeit und blieb dort bis zum anderen Tag 12 Uhr. Geht übermüdet nach Hause, soll das kleine Kind beaufsichtigen und schläft ein. Indem öffnet das kleine Kind ein Fenster, legt sich wahrscheinlich zu weit hinaus und stürzt hinunter.

„Die 15jährige Schwester ist eingeschlafen!“ schreiben die Zeitungen. Wer gibt der 15jährigen ihre seelische Ruhe wieder? Muß sie sich nicht immer sagen: „Du bist eingeschlafen?“

Wer trägt die Schuld? Die Mutter? — Die 15jährige? Oder der Betrieb, der trotz

Protest des Betriebsrats Frauen und Jugendliche Nachtschicht machen läßt?

Fest steht jedenfalls, daß ohne Übertretung des Arbeiterschutzgesetzes das geschilderte Unglück nicht passiert wäre. W. M.



Stuttgart war schnell dabei. Dort wurde die erste Neuaufnahme für die Gewerkschaft nach der Verteilung der Wahlzeitung des DGB gemacht. Dieser erste neue Kollege gehört zur Post. Nummer 1 war der Anfang, mittlerweile folgen täglich viele neue, die zu den Gewerkschaften kommen. Wenn diese Aktion abgeschlossen ist, wird man feststellen können, daß die Gewerkschaften durch die Angriffe gegen sie gestärkt worden sind. So wie die Kolleginnen und Kollegen in den Wahlwochen zusammengestanden sind, werden sie erst recht in den kommenden Wochen und Monaten zusammenstehen und alles tun, um auch den letzten klarzumachen, daß nur starke und geschlossene Gewerkschaften die Rechte und Forderungen der Arbeitenden vertreten können.

Von Küssen ist unbedingt abzusehen...

Aufwärts veröffentlicht hier, ohne Kommentar, einen Bericht der Sächsischen Zeitung, Dresden

Wir waren schon ziemlich hart aneinandergeraten. In puncto Liebesgeschichten, Sigismund G. Sicher, Autor von Kurzgeschichten, Romanen, Drehbüchern und Schauspielen, sprang auf und knallte ein Heft auf den Tisch.

„Da! Mein System! Damit du endlich von deiner romantischen Käseauffassung geheilt wirst!“

Und da Sigismund mit seiner Meinung nicht ganz allein dasteht, möchte ich sein System hier wiedergeben.

§ 1. Über Liebe zu schreiben, kann den Autor unter Umständen bei höheren Stellen in den Verdacht bringen, er wolle von wichtigen Dingen ablenken. Daher schreibe am besten überhaupt nicht über Liebe.

§ 2. Begegnen sich der betreffende Mann und die betreffende Frau zum ersten Male, so laß dies nur nicht auf der Straße oder gar in der freien Natur geschehen, sondern am einfachsten in einer Werkhalle oder besser im Schacht oder noch besser auf dem schmalen Eisenträger eines Neubaus, nicht unter dem 4. Stock.

§ 3. Muß einer der beiden Menschen nun unvermeidlich am anderen Gefallen finden, so ist dieses Thema möglichst bald wieder zu verlassen. Zum Beispiel so:

Er stutzte. Donnerwetter, war das ein hübsches Mädchen! Aber sofort wandten sich seine Gedanken wieder den Nietten zu, den herrlichen, schimmernden Nietten!

§ 4. Sinnliche oder auch nur verliebte Blicke sind tunlichst zu vermeiden. Erscheinen Andeutungen unerlässlich, so kleide sie in etwa folgende Form:

Da war es wieder, dieses begehrende Aufflammen in seinen Augen, das ihr Herz rascher schlagen ließ, fast als hätte ihr Traktor Feuer gefangen. Ihr Traktor! Sie eilte davon, sich zu überzeugen, ob er noch fahrbereit im Schuppen stand.

§ 5. Vermeide es, das Paar zu lange allein zu lassen, damit keine Liebeserklärungen nötig werden. Verlangt aber die Handlung eine solche, so halte dich an folgendes Bühnenmuster:

Er (näher rückend): Wissen Sie, was ich jetzt möchte, Fräulein Erna? — Sie (zurückweichend): Etwa eine Sonderschicht fahren? — Er (näher rückend): Nein. Ihnen was verraten möcht' ich. — Sie (zurückweichend): Vielleicht einen Verbesserungsvorschlag? — Er (näher rückend): Nein Fräulein Erna. Ich möchte Sie zur Frau. — Sie (zurückweichend): Aber Ludwig! Wie kommen Sie darauf? — Er (näher rückend): Nun — wie schön könnten Sie mir dann die wirtschaftliche Rechnungsführung beibringen! (Das Paar geht nach verschiedenen Seiten ab.)

§ 6. Müssen Zärtlichkeiten ausgetauscht werden, so darfst du dabei nie einige innerbetriebliche Vergleiche unterlassen: Er strich so sanft über ihren Arm, als habe er seine Drehbank vor sich. Oder: Sie packte ihn so fest in das dicke Haar, als könne ihn im nächsten Augenblick ein Fließband entführen.

§ 7. Von Küssen ist unter allen Umständen in all deinen Werken abzusehen. Statt dessen sind kurze Dialoge über Gewerkschaftsfragen angebracht, die mit einem kameradschaftlichen Händedruck enden.

(Sächsische Zeitung, Dresden)



Militärischer Vergleich

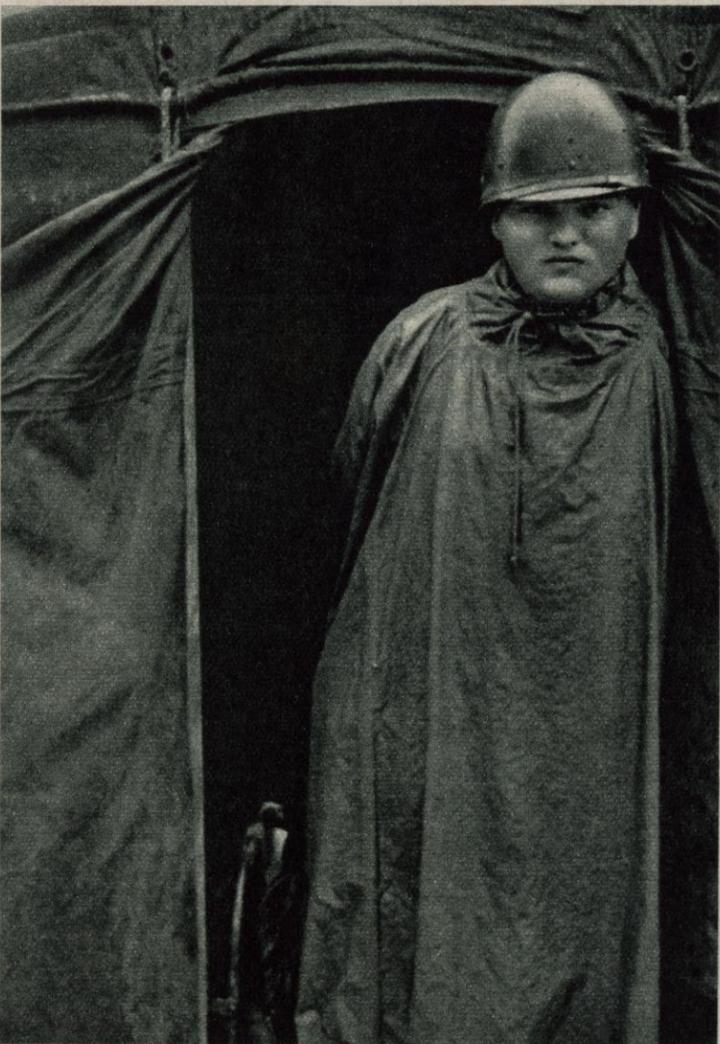
Abergläubische Japaner essen diese Krabben nicht (Bild links), weil ihre Schalen sehr viel Ähnlichkeit mit den Gesichtern mittelalterlicher Krieger haben (Bild rechts).



Nur amerikanische Zeitschriften haben den Mut, das Soldatenleben so darzustellen, wie es wirklich ist. Die größte Zeitschrift der Welt, LIFE, brachte diese Fotos. Sie waren das Ergebnis eines Wettbewerbes: Der 23jährige US-Soldat Elliot Erwitte bekam dafür den 2. Preis. Erwitte, mit seinen Kameraden in Deutschland stationiert, beobachtete das „lustige Soldatenleben“ und zückte seine Kamera. Auf dem Bild oben warten Rekruten nach dem Mittagessen auf die Trillerpfeife, die sie zum Dienst ruft. Sie sind nicht gerade in freudiger Erwartung... Und da muß man dann die Frage stellen:

schön, Soldat zu sein?

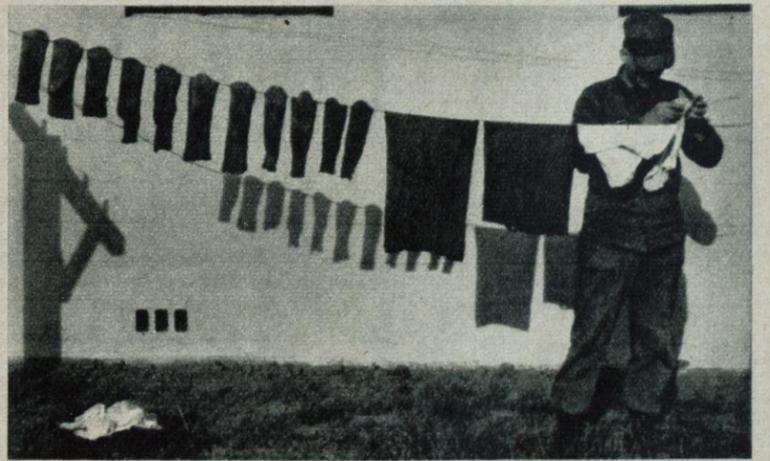
Anschauungsunterricht für künftige EVG-Soldaten und die „Aufwärts“-Leser.



▲ Alte deutsche Landser kennen diese Szene: Das Gepäck steht fertig, das Bettzeug zusammengerollt. Und jetzt warten — bis zur Vergasung: Die Truppe wird nach Unbekannt verlegt.

◄ Außerdienstlich vor dem Zelt. Es ist kalt und naß. Deshalb Korkhelme auf dem Kopf. Kein Ausgang: Langeweile. Immerhin besser als Exerzieren oder mit der Zahnbürste Stuben fegen.

◄ Fünf und ein halbes Paar Socken auf der Leine, zwei Hemden und Slips. Wo bleibt die andere Socke? Ob amerikanische Kammerbullen bei der Verlustmeldung wie die deutschen toben?



Heinrich Böll: Die Decke von damals

Als wir in unser Zimmer einzogen, war von der eigentlichen Decke fast nichts mehr da; ein paar Stuckreste klebten wie sanfte Oasen inmitten der groben Wüste des Lattengeflechts, und wenn wir abends im Bett lagen, entdeckten wir, daß die Gipsstücke Gesichter hatten und Figuren bildeten.

Das größte Stück war wie eine Kreuzung zwischen Dromedar und Hund, ein tiefhüftiges, majestätisch schwebendes Gebilde, langgestreckt, mit heraushängender Zunge. Andere, kleinere, sahen wie Polypen aus, und es gab eine Reihe fitzliputzliartiger Verzerrungen, die im Dämmer anfangen zu leben. Eines aber von den größeren glich genau dem Schattenriß einer jungen Indianerin, die eine Häuptlingsfrau sein mußte, denn unverkennbar zierte Federschmuck ihren schlanken Rücken.

Schließlich aber, wenn es auch interessant war, abends im Bett zu liegen und diese merkwürdigen Gestirne an unserem schmucklosen Himmel zu betrachten, schließlich bestachen wir doch einen Verputzer, der große Mengen eines Gemisches von Sand und Kalkersatz gegen die Decke schleuderte, das Ganze mit einem Brett glattstrich und sich den Kopf kratzte.

Aber der Dromedarhund lebte immer noch, auch die kleineren Götzen und die sanfte, schöne Indianerin, denn die alten Reste waren spiegelglatt, fett von Gips und Kalk, und nun waren sie eingebettet ganz in grobes, sehr rauhes gelbliches Zeug, das nach wenigen Tagen schon zu reißen anfing.

Wenig später fühlten wir das törichte Verlangen, die Decke zu tünchen, und wir bestachen jemand, der vorgab, ein Anstreicher zu sein. Die-

ser Wichtigster war den ganzen Tag damit beschäftigt, eine lange Leiter hinter sich her zu ziehen und aus einem weißbespritzten Eimer Tünche hochzuklecken.

Aber unsere Stuckgespenster waren immer noch da: die Tünche war in den groben, neuen Verputz eingedrungen, hatte ihn heil und gelblich gemacht, die tadellose Weiße des alten Putzes hatte sie nicht noch weißer machen können, und die Gespenster triumphierten; ihre solide Transparenz hatte gesiegt über die glanzlosen Materialien einer armen Zeit.

Kurz danach fing der neue Putz an herunterzubrockeln. Erst lösten sich dumpfe Sternschnuppen aus diesem freudlosen Himmel, und später segelten ganze Stücke herunter, die, wenn sie zertreten wurden, ihre kümmerliche Substanz offenbarten: gewöhnlicher Sand, grau untermischt mit einer ruhmlosen Chemikalie.

Monatelang liefen wir nun nur mit Hüten in unserem Zimmer herum, und wir gewöhnten uns an die paradoxe Befreiung, die darin lag, daß wir die Hüte abnehmen konnten, wenn wir unsere Wohnung verließen. Merkwürdige Komplexe, die uns in den Ruf der Sonderlichkeit brachten, waren die Folge: Traten wir in einen

Raum, nahmen wir die Hüte nicht ab, sondern setzten sie auf, und verließen wir die erdrückende Atmosphäre ummauerter Räume, nahmen wir befreit unsere Kopfbedeckung ab. Tatsächlich nahm die Gefahr innerhalb unseres Zimmers so zu, daß unsere Vorsichtsmaßnahmen begrifflich sein mußten: Große Placken der minderwertigen Substanz lösten sich täglich von unserer Decke, bedeckten als häßliches, bröckeliges Geröll unseren Fußboden.

Inzwischen hat sich bei unserem Hauswirt etwas gezeigt, was bei ihm zu vermuten wir bisher keinen Grund hatten: Gewissen, gepaart mit etwas, was wir noch weniger bei ihm voraussetzen konnten: Geld, und er hat sich herabgelassen, beides in unsere Wohnung zu investieren. Vertrauenerweckende Gerüste wurden aufgerichtet, Büten herbeigeschleppt, in denen es fett und schwer schwappte: solides Gemenge aus Gips und Kalk. Die alten Reste wurden abgeschlagen, und das Lattengeflecht ist nun verdeckt von einer weißen Schicht friedensmäßiger Glätte, die uns ein wenig tückisch erscheint, tückisch genug, um uns zu bewegen, die Hüte vorläufig auf dem Kopf zu lassen...



„Da liegt die Ortschaft Den Bommel“, sagte die Kollegin und zeigte auf die kleine Insel Flakkee südwestlich der holländischen Hafenstadt Rotterdam. „Dahin müssen wir also jetzt fahren.“

Der glückliche Weg nach Den Bommel



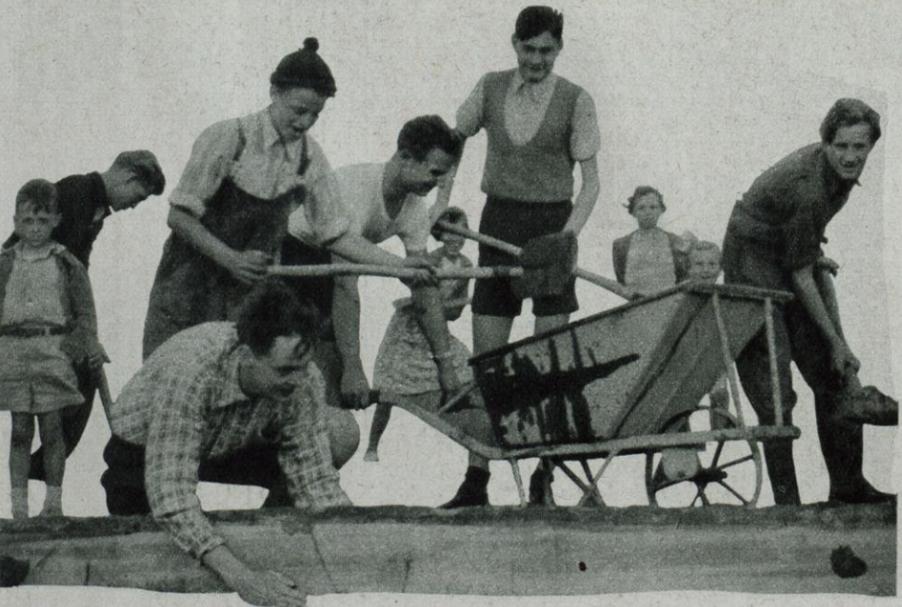
Als im Februar die Sturmflut über Holland hinbrauste, bekam auch die kleine Insel Flakkee ihr Teil ab. Fast 500 Menschen ertranken dort in den Fluten, hunderte Häuser wurden beschädigt oder zerstört.

Durch einen Aufruf der Bremer Senatorin für das Jugendwesen, Annemarie Mevissen, angeregt, sammelte die Bremer Bevölkerung in den letzten Monaten 31 000 Mark, damit das kleine Inseldorf Den Bommel seinen Kindergarten wiederaufbauen kann. Und nicht nur das. Die Bremer Gewerkschaftsjugend erklärte sich bereit, am Aufbau dieses Kindergartens



mitzuhelfen. Nach Besprechungen mit Bürgermeister de Kruif und durch Vermittlung des „Coördinate Commissie Hulpwerk“, dem Vereinigten Hilfswerk Hollands, war es möglich, daß am 4. August eine Delegation der Bremer Gewerkschaftsjugend nach Den Bommel kam und den Wiederaufbau des Kindergartens begann. Vorerst sind sie noch dabei, den noch immer stark verschlammten Boden des Baugrundstücks zu säubern, auszuschachten und zu planieren. Der Bau wird von einem holländischen Architekten ausgeführt werden.

Wie unsere Fotos zeigen, wurden die Bremer Kollegen sehr herzlich in Den Bommel empfangen. „Den Bommel dankt Bremen“ war an allen Ecken des kleinen Dorfes zu lesen. Begeistert feierten die Bewohner immer wieder ihre Gäste. So entsteht aus der Not der so schwer getroffenen holländischen Gemeinde und der Hilfsbereitschaft unserer Kollegen ein wahrhaft europäisches Gemeinschaftswerk. Fotos: Karl Ed. Schmidt



Der Staatsanwalt lachte nicht

„Ich »suche« kein Blei, filze keine Brieftaschen und raube auch keine Sparkassen aus“, sagte Otto. Aber genau drei Wochen später war die Polizei bei ihm. Was hatte Otto gemacht? Es war wegen einer Glühbirne

Umständen) die Strafe erlassen. Das ist eine nicht zu unterschätzende Möglichkeit. Über die „Aussetzung der Verhängung der Jugendstrafe“ heißt es: „Kann trotz Erschöpfung aller Ermittlungsmöglichkeiten nicht mit Sicherheit beurteilt werden, ob in der Verfehlung eines Jugendlichen schädliche Neigungen von einem Ausmaß hervorgetreten sind, daß eine Jugendstrafe erforderlich ist, so kann der Richter durch Urteil die Schuld des Jugendlichen feststellen, die Entscheidung über die Verhängung der Jugendstrafe aber für eine von ihm zu bestimmende Bewährungszeit aussetzen.“ Hier zeigt sich der Wille, wirklich jedes Verständnis für die Situation unserer heutigen Jugend aufzubringen.

Wie haben wir gelacht! Als vor sechs Wochen unser Gruppenleiter etwas vom neuen Jugendgerichtsgesetz erzählen wollte, meinte Otto: „Spar dir den Quatsch! Ich »suche« kein Blei, filze keine Brieftaschen und raube auch keine Sparkassen aus. Was geht uns das Jugendgerichtsgesetz an?“ Genau drei Wochen später war die Polizei bei Otto. Nicht wegen Blei, Brieftaschen oder Sparkassen. Nur wegen einer simplen Glühbirne, die eigentlich — als Blinklampe — an die linke Seite der Linie 12 gehörte, die Otto nur ausgeschraubt und mitgenommen hatte. „Für mein Fotolabor“, erzählte er nachher dem Wachmeister (und uns auch), und: „Ist doch nicht der Rede wert. 1,25 Mark kostet das Ding. Und brauchen konnte ich es doch nicht. Die Birne paßt nur auf Spezialfassungen.“ Wie haben wir gelacht (obwohl die Sache eigentlich traurig ist).

Helfend zur Seite stehen

Neu ist auch der sogenannte Bewährungshelfer, den das neue Gesetz vorsieht. Hier hat sich der Gesetzgeber zweifellos Erfahrungen aus dem Ausland zunutze gemacht. Besonders in den USA und in England, die auf diesem Gebiet schon eine langjährige Entwicklung hinter sich haben, hat sich gezeigt, daß in vielen Fällen die erzieherische Einwirkung auf den Straffälligen in der Freiheit zu wesentlich besseren Ergebnissen führt als der Strafvollzug in geschlossenen Anstalten. Klar: Der Jugendliche hat in der Freiheit noch eine Chance, der Bewährungshelfer steht ihm bei allen Schwierigkeiten zur Seite, besorgt unter Umständen Arbeit, Wohnung, Kleidung usw., gibt dem Jugendlichen jedenfalls neue Startmöglichkeiten. In der Strafanstalt ist eben alles vorbei.

Manchmal geht das schnell

Der Staatsanwalt lachte nicht und schickte dem Otto eine Anklage, nach der er „eine fremde bewegliche Sache einem anderen weggenommen“, um „dieselbe sich rechtswidrig zuzueignen“. So steht es im Strafgesetzbuch. Normale Menschen sagen „Diebstahl“ dazu. Auf Diebstahl steht immer Gefängnis. Um den Otto stand es also schlecht. Gefängnis — Vermerk im Strafregister — als Vorbefrafter arbeitslos. Das war die rote Birne wirklich nicht wert. Und der Otto hatte sich eigentlich gar nichts dabei gedacht. Das kommt öfter vor so zwischen 14 und 18 Jahren. Die Erwachsenen sagen Flegelalter dazu. Der Staatsanwalt nennt es Diebstahl. Manchmal geht das so schnell. „... habe ich gestern in den Trümmern gefunden“, sagte der Emil. „Gestohlen“, antwortet das Strafgesetzbuch.

Paragrafen mit Herz

So tot, wie man die Paragraphen bezeichnet, sind sie nun doch nicht. Sie sind ja von Menschen gemacht, Menschen, die ein Herz für die Jugend haben, Menschen, die zwischen 14 und 18 Jahren selber einmal „Bretter für unser Floß besorgt“ haben. Das hieß damals schon Diebstahl. Obwohl es auch nur eine Flegelerei war. Wer deshalb ins Gefängnis kam, so zwischen richtige Ganoven, Knacker und Banditen, ist bestimmt nicht gebessert worden. Der hat höchstens noch etwas dazugelernt. Nichts Gutes natürlich.

So hatte schon das alte Reichsjugendgerichtsgesetz ein Herz für die Jugend, Verständnis für das Flegelalter, besondere Gesichtspunkte für jugendliche Gesetzesbrecher. Bei dem kam man in der Regel mit Jugendarrest, mit der Auferlegung besonderer Pflichten oder einer Verwarnung weg. So vier Wochen Jugendarrest waren zwar auch nicht so ohne, aber jedenfalls war man nicht vorbestraft und hatte noch das ganze schöne Leben vor sich. Nur in ganz übeln Fällen gab es auch Jugendgefängnis. Dann mußte man aber schon was ganz Schlimmes ausgefressen haben.

Jedem eine Chance...

Jetzt hat die Regierung in Bonn ein neues Jugendgerichtsgesetz ausgearbeitet. Der Bundestag hat es angenommen, und jetzt muß noch der Bundesrat sein Ja sagen. Aber da gibt es keine Schwierigkeiten.

In diesem neuen Jugendgerichtsgesetz kommt das Wort Gefängnis überhaupt nicht mehr vor, und die an Stelle des Jugendgefängnisses eingeführte Jugendstrafe ist nicht nur in der Reihenfolge der Paragraphen, sondern auch sinngemäß hinter die Erziehungsmaßregeln und Zuchtmittel gestellt worden. Die Erfahrung hatte nämlich gezeigt, daß das Wort „Gefängnis“ für die richtige Anwendung der Jugendstrafe ein erhebliches psychologisches Hemmnis war. Der Richter wurde durch die Übereinstimmung der Bezeichnungen vielfach verleitet, bei der Bemessung der Jugendstrafe (Jugendgefängnis hieß es ja bisher) Vergleiche mit dem Erwachsenenstrafrecht anzustellen und eine Strafe zu verhängen, die bei einem Erwachsenen angemessen erschien. Die vorgenommene Änderung soll klarstellen, daß die Jugendstrafe etwas ganz anderes ist als die bei Erwachsenen anzuwendende Gefängnisstrafe. Die Praxis des Strafvollzugs ging ja schon lange von dieser Erkenntnis aus.

... durch Bewährung

Ganz neu eingeführt sind jetzt zwei Begriffe im deutschen Jugendstrafrecht: „Aussetzung der Jugendstrafe“ und „Aussetzung der Verhängung der Jugendstrafe“. Diese beiden neuen Gesetzesabschnitte zeugen am ehesten vom Willen des Gesetzgebers, weniger die Jugend zu strafen, als ihr zu helfen und einmal Gestrauchelten nicht das ganze Leben zu verbauen.

Bei der „gerichtlichen Aussetzung der Jugendstrafe zur Bewährung“ kann der Richter die Vollstreckung einer fest bestimmten Jugendstrafe von nicht mehr als einem Jahr aussetzen, damit der Jugendliche durch gute Führung während der Bewährungszeit zeigen kann, daß der Vollzug der Jugendstrafe entbehrlich ist. Erfüllt er diese Bedingung, so wird nach Ablauf der Bewährungszeit (ein bis vier Jahre, je nach den

Ein fortschrittliches Gesetz

Insgesamt ist das neue Jugendgerichtsgesetz ein wirklich fortschrittliches Werk. Am 1. Oktober 1953 wird es wahrscheinlich in Kraft treten. Auch wir, die wir kein „Blei finden“, „Brieftaschen filzen“ oder „Sparkassen ausräumen“, sollten es nicht achtlos beiseite schieben. Wir, die wir aus anständigen Familien kommen, haben es ja leicht, anständig zu bleiben. Aber was wäre aus dir und mir geworden, wenn unser Vater ewig besoffen wäre und unsere Mutter es mit den Männern nicht so genau nähme, wenn in unserem Hause Ganoven wohnen und unsere Kollegen Spitzbuben wären? Für die, die aus solchen Verhältnissen kommen — für die Ärmsten der Armen — ist dieses Gesetz hauptsächlich gemacht. Es will ihnen eine Chance für das Leben geben. Und auch unser Otto braucht wegen einer roten Birne nicht ins Gefängnis, trotzdem das Strafgesetz „Diebstahl“ sagt. hst.

Der Hund

Eine Erinnerung von Josef Menter

„Betrifft: Auskunft. Sie werden ersucht, sich am 15. 9. 1935, vorm. 11 Uhr, bei der Geh. Staatspolizei, Zimmer 86, 2. Stock, einzufinden.“

Man war also zuvorkommend, holte mich nicht nachts unter „Freiübungen“ aus der Wohnung. Die Gestapo ersuchte lediglich. So stand ich an jenem regnerischen Vormittag vor dem Wittelsbacher Palais. Ein rothaariger Riese langweilte sich als Torposten und wies mich mit einer verdrießlichen Kopfbewegung ins Innere.

Im Anmelderaum stürzte ich einen leichtbetrunkenen Flegel beim Frühstück. Er lämmelte die bestiefelten Beine auf den Tisch und spießte sachkundig Wurstbrocken auf sein Stillet. Mit vollem Mund schnauzte er mich an, was ich suche, schluckte eine Mammutportion und piff gellend. Ein Soldat nahm meine Vorladung und winkte mir, ihm zu folgen.

Die breite Steintreppe ging's hinauf in einen großen Kartensaal. An unzähligen Tischen dösten Zivilangestellte. Ein älterer Herr mit Gummikragen, in Breches, einen Virginiastummel im Mundwinkel, nahm Vorladung und Besuchszettel entgegen, öffnete einen Nebenraum, lud mich ein, Platz zu nehmen: „Sie wissen doch, weshalb Sie hier sind?“

Ich verneinte. Mein Gegenüber fluchte über die kaltgewordene Zigarre, nahm meine Zündhölzer, mühte sich mit seinem Stummel und steckte die Streichholzschachtel ein: „Kommen Sie mit!“

Der zweite Stock; links eine mit riesigen Riegeln verschlossene Eisentür. Man hörte das verzweifelte Schreien und Weinen einer Frau.

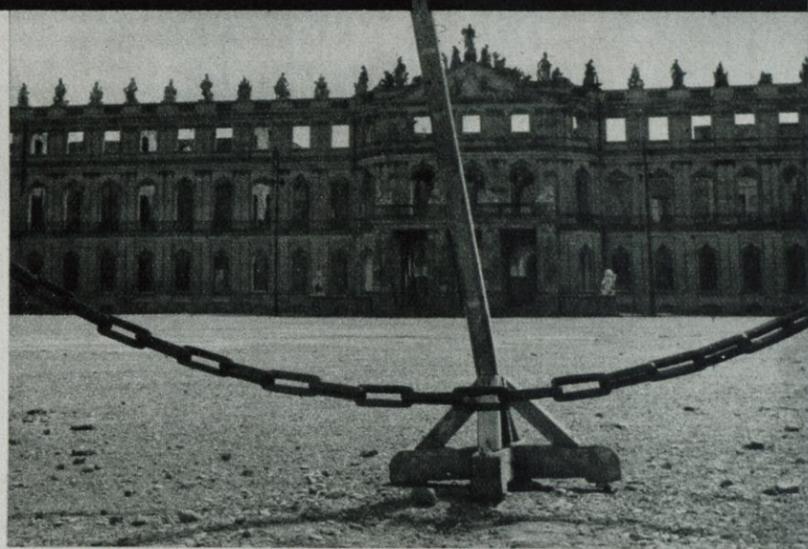
Mein Begleiter grinste: „Warten!“ Er verschwand in einem Zimmer.

Das Schreien verstummte jäh. Die Eisentür flog auf. Ein langer Schlagetot schob pfeifend die Riegel vor, spuckte aus und schlug eine Tür hinter sich zu. Drinnen johlendes Gelächter.

„Reinkommen!“ Ein stiernackiger Mensch in Knickerbockers und hemdärmelig winkte mir. Der Raum war nicht groß: drei Schreibtische, ein Aktenschrank, zwei Männer, dicke Rauchschwaden in der Luft.

Ein Graukopf in braunem Mantel, einen speckigen Velours auf dem wolligen Schädel, forderte mich auf, Platz zu nehmen.

„Sie wissen Bescheid, warum Sie hier sind?“ Ich verneinte.



Bombardiert wurde Stuttgart wie jede andere deutsche Stadt. Die „repräsentativste“ Ruine ist das „Neue Schloß“ am Königsplatz. Die Stuttgarter lieben sie, man darf nur nicht davor parken. Trotz ihrer Liebe zu alten Baudenkmälern errichten sie neue Bauten nicht im alten Stil. Der Stuttgarter Markt ist heute von bunten Häusern umgeben (Foto unten). Blaue gestreifte Markisen schützen vor greller Sonne und beleben die Fassaden. Solche Häuser gibt es überall in Stuttgart. Sie sind keine Luxusausgaben.

Heinz Held fotografierte die 6. Folge unserer Städte-Reportagen

Nüchtern u. praktisch wie die Jugend von heute ist das „Haus der Jugend“ in Stuttgart. „Wenn man vor dem Eingang steht, fällt einem sofort das starkfarbige Fresco auf“, erzählt unser Fotograf. Gewissen Stuttgartern gefällt die freizügige Darstellung nicht. Jugendlichen, die unser Fotograf befragte, war diese „Freizügigkeit“ noch nicht aufgefallen. Sie finden das Haus schön: die knallroten Stühle des Vortragssaales und die „Halbnackten“.



Modernes Bauen hat in Stuttgart Tradition. Das 30 Jahre alte Kaufhaus in der Innenstadt ist eine sachlich-kühne Konstruktion. Der schwungvolle Rhythmus des Treppenaufgangs begeistert täglich unzählige Kunden. Wie der Bug eines Schiffs ragt der Treppenturm in den Straßenverkehr. „Wozu fotografieren Sie das“, fragte der alte Fensterputzer. „Weil's schön ist“, antwortete der Fotograf. „Mir macht's nur Arbeit“, sagte der Mann freundlich.



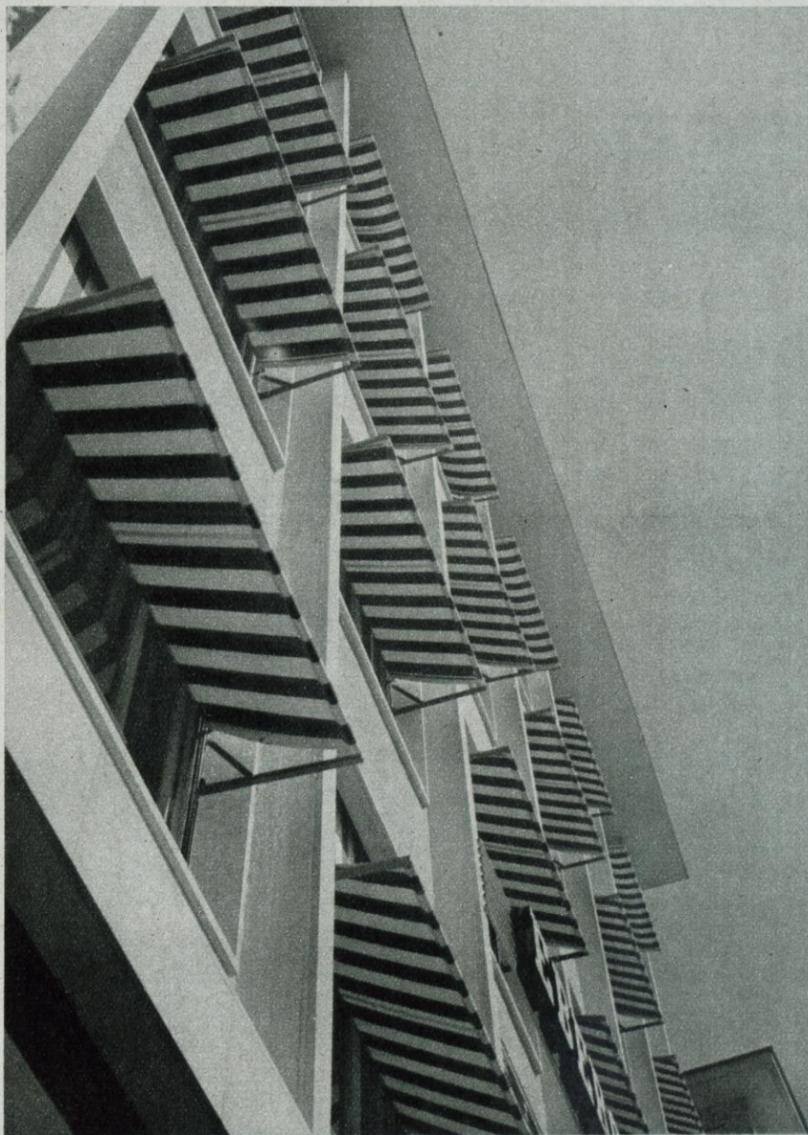
Eine Stadt, die anders ist...

Stuttgart ist nicht dem Beispiel der meisten westdeutschen Städte gefolgt. Stuttgart wärmt keine alten Baustile wieder auf.



In keiner anderen Stadt baut man mit so viel Phantasie“, meinte unser Fotograf. Ihn faszinierte diese schwarze Wandverkleidung aus Opakglas am Gebäude einer Stuttgarter Zeitung. Sie wirkt wie ein geheimnisvoller Spiegel. Von ihm magisch angezogen, studieren die Passanten die neuesten Nachrichten... Außerdem zeigt ein reichhaltiges „meteorologisches Instrumentarium“ das Wetter von heute und morgen an. Stuttgart ist eben eine moderne Stadt...

Im nächsten Heft: München



Mein Begleiter von vorhin erschien wieder, legte dem Alten eine Karteikarte mit rotem Eck und eine Aktenmappe vor. Ich sah einen handgeschriebenen Brief, wenige Aktenstücke, ein rotes Formular.

„Sie kennen doch einen W...?“ Natürlich, das war ein guter Bekannter von mir; er mußte zurzeit sicher in der Schweiz sitzen. Ich gab eine belanglose Erklärung.

„Sie wissen mehr — raus damit!“ — Ich bedauerte sehr höflich.

„Schmeiß ihm doch die Maschine an den Kürbis!“ rief freundlich der Hemdärmelige. Der Alte winkte müde ab, nahm eine Zigarette.

„Also, wenn Sie das Maul nicht aufmachen, ich kann Ihnen nur sagen, daß die Leute sehr schnell reden und gern reden bei uns. Es gibt da so gewisse Methoden; wollen wir es nicht in Güte versuchen?“

Ich beteuerte, wirklich nichts zu wissen; ich hatte W. seit drei Jahren nicht mehr gesehen, kannte seinen Aufenthaltsort nicht.

Sie schimpften und drohten. Ich bereicherte meine Schimpfwörterammlung in Minuten um nie geahnte Kraftausdrücke, durfte an Fäusten riechen, um zu wissen, wie ein Massengrab schmeckt, wurde auf die Möglichkeit eines Erholungsaufenthalts in Dachau hingewiesen. Dann ein wütendes: „Machen Sie, daß Sie 'rauskommen, Sie Schleimsch...!“

Ich bat um den unterzeichneten Anmeldezettel. „Der bleibt hier!“

Ich tappte zum Ausgang. Der Posten ließ mich nicht durch: „Wenn de den A... wisch nich hast, kannste nich, Mensch, mach los, dalli!“

Ich stolperte wieder hinauf, klopfte. Mir war nicht heldenhaft zumute. Der Hemdärmelige spuckte in seine behaarten Gorillafäuste:

„Bist du noch nicht beim Teufel, Kerl? Sollen wir dich gleich behalten? Die Baulichkeiten besichtigen; ein wenig abgerieben werden?“

Wieder ein vergeblicher Versuch, ohne Zettel hinauszukommen. Der Posten wurde langsam wütend: „Wenn de nochmal »ohne« kommst, kriegste de Knarre in de Fresse!“

Langsam zockelte ich in der hohen Einfahrt auf und ab; der rothaarige Goliath ließ mich nicht aus den Augen. Das konnte nett werden...

Die Treppe herab stelte ein Offizier der SS, steinalt, ausgedörrt, Geierkopf, hochnäsiger. Ich existierte nicht für ihn. Hinter ihm ein brauner Dackel.

Der Hund äugte, überlegte, lief zu mir her, schnupperte, freute sich. Das erste anständige Lebewesen in diesem Haus der Verbrechen! Der Offizier piff seinem Vierbeiner, blieb stehen, warf mir einen abschätzenden Blick zu. Der Hund sprang wieder wedelnd an mir hoch. Der Oberleutnant verzog das harte, zerstörte Gesicht ein wenig: „Mögen Sie Hunde?“

Ich bejahte. Er klopfte mit der Reitpeitsche gegen den Stiefel:

„Was tun Sie hier?“ — Ich erklärte ihm kurz die Katz-und-Maus-Situation: Droben verweigert mir der Beamte den Schein, unten läßt der Posten mich nicht ohne Zettel aus dem Gebäude.

Der Offizier grinste flüchtig: „Was Dreckiges ausgefressen?“

...können keinen Rekrutennachwuchs stellen

Ergebnisse einer Erhebung - Der Landesjugendausschuß Hessen hat ein Buch herausgegeben, das den Titel: „Jugendarbeitsschutz in Hessen - Ergebnisse einer Erhebung“, trägt - Was 100 000 Berufsschüler sagten.

Der Textteil dieser Veröffentlichung geht auf die geschichtliche Entwicklung des Jugendarbeitsschutzes in Deutschland ein.

Wir halten es aus der heutigen Sicht kaum noch für möglich, daß der Kommandeur der Rheinarmee, Generalleutnant von Horn, im Jahre 1828 seiner Regierung einen Bericht sandte, in welchem es heißt, die übermäßige Kinderarbeit in Fabriken und Bergwerken begänne sich recht ungünstig auszuwirken, da wohl besonders infolge der Nacharbeit die Fabrikinder der Industriebezirke nicht mehr den erforderlichen Rekrutennachwuchs stellen könnten.

Stimmen aus Kreisen der Wirtschaft, Regierungserklärungen, aber auch die oft negative Haltung von Eltern, welche nur aus der unge-

Ich verneinte. Er machte mit dem Kopf eine Bewegung, die soviel wie „Mitkommen!“ bedeuten konnte, rief den Hund, stiefelte los.

Der Posten erstarrte. Ich konnte mit dem Offizier das Haus verlassen. Draußen sah er mich nicht mehr. Nur sein Hund schielte noch einmal freundlich zu mir herüber.

heuren, auf den Arbeitnehmern der damaligen Zeit lastenden Not verstanden werden kann, werden in dem besprochenen Buch angeführt. Ferner sind die heute gültigen Vorschriften verzeichnet und die Probleme unserer Zeit auf dem Gebiet des Jugendarbeitsschutzes behandelt. Es wird sodann sehr ausführlich auf die hessische Fragebogenerhebung von 1952, von welcher weit über 100 000 Berufsschüler erfaßt wurden, eingegangen. Vor allem werden die Folgerungen aus den Ergebnissen der Erhebung gezogen.

Das sorgfältig ausgearbeitete Tabellenwerk stellt die ermittelten Tatbestände durch Tabellen und Schaubilder im einzelnen dar. Jeder Gewerkschaftsfunktionär sollte dieses Buch besitzen!

Otto Scheugenpflug

Mit Harpune und Dynamit

Roman eines Ausreißers
von Werner Helwig

Psarathanasi fängt Fische mit Dynamit, schmuggelt, einmal läßt er sogar die kostbare Statue eines antiken Gottes vom Grunde des Meeres heraufholen, und immer ist Clemens um ihn. Der Haß gegen den Alten hat das Bewußtsein des Jungen gespalten — zwei Seelen wohnen in seiner Brust: die eines Sklaven, der vor der Wachsamkeit eines grausamen Herrn zittert, und die eines eiskalten Feindes, der nur auf seine Stunde wartet, um den Gegner vernichten zu können. Weiß Psarathanasi darum?

18 Einmal sah ich bei schwerem Wetter auf kaum handbreiter steiler Felsnadel einen Steinbock stehen mit weit ausladendem Gehörn und grau umzottelt von langen gelockten Haaren. Er stand gegen den Sturm gestemmt, die wehrhafte Stirn trotzig vorgereckt; und ich mußte denken: fühlt er seinen Trotz? Fühlt er ihn als Lust? Und er wurde mir zum Sinnbild des Psarathanasi. Gegen den Sturm, gegen den Strom, gegen alles, was gut und schön ist auf der Welt, stand auch er mit gesenkten, vernichtungdrohenden Hörnern. Ich hatte auf der Hut zu sein. Und ich war es nur zu gut. Merkte er wohl, daß er sich in mir den einzigen ebenbürtigen Gegner erzog? Tat es ihm vielleicht sogar wohl, einen so verschlagenen Gegner gefunden zu haben? Einen, der seine Instinkte noch übergipfelte durch geistige Überlegenheit. Wir spielten jedenfalls eine merkwürdige Partie. Für ihn sollte es die merkwürdigste, weil letzte, sein. Ich setzte ihn nach. Eines Tages gab es zwischen uns eine Art Platzwechsel der wie ein Vorspiel zu dem nachfolgenden Ereignis anmuten konnte.

Wir sichtet mittags bei hellstem Sonnenlicht einen großen Schwarm Schaumtummler. Mit blinder Unbedenklichkeit halten diese Fische ihren Kurs und lassen sich durch nichts aus der Richtung bringen. Nun, dieser Schwarm also schien direkt auf uns loszukommen. Der Alte sprang auf, stand weit nach vorn gebeugt im Bug und starrte auf das heranbrausende Wassergewolk. Es stieg wie silberner Qualm hinter der rasenden Fahrt der Tiere auf. Er gab mir mit den Fingern beider Hände, ohne sich umzusehen, Zeichen, die Ruder tief ins Meer zu drücken. Da kam mir ein schrecklicher Gedanke, so plötzlich, so verführerisch, daß ich die Augen mit der Hand verdeckte. Der Alte hatte mir eben noch das Signal zum Anhalten des Bootes gegeben, da uns der Schwarm quer vor den Bug kam. — Aber ich, in meiner Verwirrung, ließ es weitergleiten; auch sein zorniger Ruf warnte mich nicht, und der Kiel schnitt ungehemmt in den zerstückelnden Schwarm. Sofort verloren sich die Fische aus ihrer ziehenden Ordnung, blieben eine Weile unsichtbar und schlossen sich weit hinter uns wieder zusammen. Der Alte, zu mir gewendet, schrie einen mörderischen Schrei der Wut, der Verzweiflung. Seine Empörung war derart, daß sie ihn ohnmächtig machte; er sackte auf dem Verdeck zusammen, unfähig zu Worten, geschweige denn zum Handeln. Stöhnend und sich windend kauerte er in einer Ecke, und nichts kümmerte ihn.

Der Alte schnaupte sonderbar

Mir selbst war die Gelassenheit unheimlich, mit der ich ihn jetzt beobachtete. So, als könne er mir von diesem Moment an nichts mehr anhaben, als sei die Macht, die er über mich besaß, gebrochen. Als habe sich der zwifache Xenophon im Augenblick wieder zu einer Person zusammengeschlossen, unteilbar... oder war's nur vorübergehend?

„Das halbe Leben hat er mir abgenommen!“ stammelte er in seiner Wut Erschöpft. Und wieder überkam mich mit noch größerer Kraft jene Vorstellung, die mir eben die Hand vor die Augen gezwungen hatte. Was war es nur? Mein Feind und Überwältiger hatte vor Jagdgier alle Vorsicht außer acht gelassen und sich so ungeschickt an der äußersten Spitze des Bootes aufgestellt, daß ein plötz-

liches Zurückreißen der Ruder, eine unvorhergesehene Fahrhemmung ihn vornüber ins Wasser gestürzt hätte. Das Körbchen stand in Armlänge vor mir. Die kleinste Kugel hätte genügt...

Wollte ich nicht, oder konnte ich nicht, oder saß mir noch die Lähmung seines Schlangensblickes in den Gliedern? Und weshalb fühlte ich mich hernach so glücklich? Mein Herz hatte mich nicht zum Mörder werden lassen! Das war es. Und darum schlug jetzt die Zunge an der Waage anders. Ein Gleichgewicht war zwischen uns hergestellt worden.

Meine Kühnheit ging so weit, daß ich es ihm ganz offen sagte: „Vorhin warst du nah am Tod, warst nicht auf der Hut, Onkelchen. Eine Kleinigkeit wäre es für mich gewesen, dich ins Wasser zu stürzen, aber du bist ja nicht wert, daß ich mich deinetwegen beflecke.“ — Und er nahm das hin.

Drei Tage später kam es doch zum Austrag zwischen uns. Wir klebten irgendwo im Windschatten einer felsigen Landzunge, hatten unseren fünfzehn Kilogramm schweren Anker unten und warteten auf Fahrwetter. Der Wind legte sich zwar, aber über dem Wasser breitete sich eine fahle Dunstschicht aus, so daß wir aufgeben mußten, vor Nacht noch weiterzukommen.

Wir stiegen an Land, um etwas höher außerhalb des Nebels eine Schlafstelle zu suchen. Gegessen hatten wir schon im Boot. Die schweren Decken über der Schulter, stakten wir die Klippen hinan. Ein freier Platz, wie auf der Plattform eines Turmes, schien uns günstig. Das Bettzeug wurde aufgerollt, Steine als Kopfkissen zurechtgerückt. Noch zu wach, um gleich einzuschlafen, streckten wir uns gemütlich hin, die Augen auf den lichtdurchrieselten Oktoberhimmel gerichtet.

Der Alte schnaupte sonderbar. Irgend etwas erregte ihn. „Heh, Xenophon“, fragte er unvermittelt, „was ist das eigentlich für ein heller Streifen am Himmel, wie ein Strom mit Inseln, gebuchteten Ufern...?“

Es war das erstmal, daß er mir gegenüber von solchen Dingen sprach. Nacht für Nacht hat der Fischer diesen gespannten Silberbogen über sich, und nie habe ich danach fragen hören. Er benennt nur die paar Sterne, die er als Peilpunkte oder Zeitmesser braucht. Was dahinterliegt, interessiert ihn nicht. Und so nun verstand ich die Frage des Alten: „Nach dem, was dahinterliegt.“ Der Freie in mir wurde sofort hellhörig und stellte fest, daß damit wohl der äußerste Punkt des wachsenden Entgegenkommens des Alten erreicht sei. Er ließ sich auf Dinge ein, die, wie ich sicher wußte, nur in meiner Welt Bedeutung haben konnten. Ich war fast gerührt und begann auf das Freudigste zu antworten: daß man diesen Streifen die Milchstraße heiße, daß er wahrscheinlich ein Haufen von Weltsystemen sei, daß dort noch ungezählte Sonnen um ungezählte Erden kreisten... Hier wurde mir die Tabakdose mit wärmster Nachdrücklichkeit in die Hand geschoben. Dankend empfing ich sie, hielt beim Drehen der Zigarette einen Vortrag über Astronomie, gab Entfernungen an, redete in Lichtjahren...

„Halt's Maul, wir wollen schlafen“, unterbrach er mich plötzlich in seiner alten gemeinen Tonart. Folgsam drehte ich bei, um innersten Herzen verletzt. Lange blieb es still zwischen uns. Ich glaubte schon, er schlief, da murmelte es leise von ihm herüber: „Millionen Sonnen... Milliarden Meilen...“, in abgebrochenen Worten flüsterte er vor sich hin. Sollte ich ihn doch irgendwie getroffen haben, ergriff ihn das Weltgeheimnis so stark, daß es in seine Selbstgespräche überging? Oder war das alles Mache, abgefemte Gerissenheit, um mich zu täuschen?

Xenophon der Sklave schnardte hörbar. Doch Xenophon der Freie war wach genug gelieben, um mich plötzlich den Kopf einziehen zu lassen. Und keinen Wimperschlag zu früh. Ein Stein, dick wie ein Rindschädel, war mit furchtbarer Gewalt auf jene Stelle geschleudert worden, wo eben noch mein Ohr geruht hatte. Die Splitter umsprangen mich, flitzten mir um die Augen.

Der Alte stand über mir, hatte die Arme wie ein Wahnsinniger zum Himmel hochgestreckt und schrie: „Du... du... Christos...“, und er schien etwas vom Himmel herabzuholen und zwischen knackenden

Fingern zu würgen, „Milliarden Sonnen... Milliarden Welten... und du hast gefürchtet, ich kleiner Mensch könnte groß und mächtig werden... Hast mich bekämpft... hast mich geduckt... mich schlecht gemacht...“

Weiter kam er nicht, denn ich war aufgesprungen. In der dünnen Helle des Sternlichtes zeigte ich ihm plötzlich sein eigenes Wolfsantlitz, dieses fürchterlichste, das mehr Gebiß als Gesicht hat, und das ich ihm abgewonnen hatte in der langen Zeit meiner Unterwürfigkeit.

Und meine Faust, die sich mit kaltfließender Härte füllte, traf wie von selbst sein Kinn. Meine Knöchel waren wie taub vom Schlag. Er fiel so unglücklich über den Stein, mit dem er mich hatte erschlagen wollen, daß er sich das Genick brach. Als ich seinen Kopf hob, war er tot.

Und ich war allein. Ich fühlte mich wie einer, der aus totem Kampfgetümmel plötzlich in ein unerwartetes Schweigen hinüberwechselte.

Ich war frei, Herr meiner Entschlüsse. Der Sklave in mir war mit ihm zugleich gefällt. Meine Lage stimmte mich ernst. Sie machte schnelle Entschlüsse erforderlich.

Ich suchte meine paar Sachen aus dem Boot zusammen und warf sie an Land. Ferner nahm ich das restliche Brot, die Schiffsaxt und die Wasserschäufel. Zuletzt lud ich die eisengebuckelte Kiste mit den geheimnisvollen „Blechködern“ aus. Den Schlüssel dazu mußte ich vom Hals des Toten abnesteln.

Ich öffnete sie und scharrte in dem zerschnittenen Gold umher, dessen Ornamente und Zierate davon zeugten, daß dies einstmals kostbare Gefäße, Masken oder Beschläge von kultischen Bildern waren.

Zuunterst aber befand sich eine dicke Lage griechisch-byzantinischer Goldmünzen mit eingepprägter Jahreszahl. Sofort begriff ich: Das konnten nur die Reste des Goldschatzes von Mizella sein. So hatte sich also mein Schicksal erfüllt. Das war es, was an meinem Herzen gezerrt hatte, was mich trieb und lockte, bis ich an den Psarathanasi geriet. Und mein Teil war es, ihn aus dem Bann seines Namens zu lösen: der nicht sterben konnte, war tot. In mir hatte er sich seinen Untergang heraufbeschworen.

Ich nahm ihn auf und trug ihn in sein Boot. Oft hatte ich ihn sagen hören, das Schiff sei seine Wiege gewesen, und es solle auch sein Sarg werden. Den Wunsch wollte ich ihm noch erfüllen. Ich nahm den Anker herauf, löste die Vertäuerung und stieß das unheilvolle Gefährt in den Sog. Träge Wogen kamen heran, fluteten zurück, zogen es kreiselnd in Nacht und Nebel.

Bedenkenlos gab ich meinem Peiniger den Abschied. Ich hatte in Notwehr gehandelt. Und wäre ich nicht schnell genug gewesen, hätte er mich umgebracht. Selbst die Elemente waren mit im Bunde. Das stille Wetter wich kurzen heftigen Böen aus Nordost. Die Brandungen an jener Landzunge überschritten sich durch die Unentschiedenheit und das dauernde Weiden des Windes. Es bestand also nicht mal Gefahr, daß das Boot irgendwo an Land geworfen werden konnte. Mitsamt seiner Fracht würde es so lange zwischen kollernden Steinen von den Wogen hin und her gezogen werden, bis es zerrieben war. Ich hatte die kleineren Sachen in einen Sack gesteckt, den ich mit einem Stück Tau schräg um die Achsel trug. Die Metallkiste lud ich mir auf die Schulter. Im Morgengrauen strebte ich, ohne viel über mein Ziel nachzudenken, nach Mizella hinauf. Stumpfsinnig Schritt vor Schritt setzend... Schweißüberströmt.

Wie ein Gaul stampfte ich

Es war die Wreoschlucht, in der ich emporstieg. Und jener Arm, der die zwanzig Oka schwere Kiste auf der Schulter im Gleichgewicht hielt, erlahmte langsam, wurde steif. Die Zweige der engverwachsenen Bäume peitschten mich, streiften ihre kalte Nässe an mir ab, klammerten sich an meinen Lasten fest. Wie ein Gaul stampfend, drückte ich mich durch die Hindernisse durch, zerrb die Gebüschverfilzung, die lianenhafte verschränkten Laubgehänge, bis die ersten Mauern der unseligen Ruinenstadt in der Morgendämmerung auftauchten.

An jenem schwärzlichen, schon wieder überkrauteten Platz meines verflissenen Lagerfeuers machte ich halt, warf die Sachen ab und mich daneben. Taufeucht

Fortsetzung Seite 8

18 Hier Auskunft

Leser fragen. Wir antworten. Täglich haben wir seit Jahren eine Reihe von Leserfragen zu beantworten. Wir tun dies gern. Da viele Fragen alle Leser interessieren, werden wir an dieser Stelle laufend einige Fragen und Antworten veröffentlichen. Red.

Möchte heiraten

Ich bin 21 Jahre alt, und meine Braut ist 20. Wir möchten gern heiraten. Aber unsere Eltern machen dauernd Schwierigkeiten und sagen vor allem, wir hätten ja noch nichts. Soll denn unsere Ehe von der Zahl der vorhandenen Bettücher abhängig sein? Ich verdiene auf dem Bau meine dreihundert D-Mark. Manchmal ist es etwas mehr, manchmal etwas weniger, wie das bei uns so ist. Ich meine, das wäre zum Heiraten genug, und meine Braut meint das auch. Was sagst du dazu?

Willi Th., Kahrendorf

Lieber Willi!

Das ist ein schwieriges Problem, so schwierig, daß wir keinen generellen Rat geben können. Ob das Experiment glückt, liegt an Euch beiden. Und der AUFWARTS kennt Euch nicht näher.

Eins steht jedenfalls fest: Die Voraussetzungen sind nicht sehr günstig. Nicht, weil Ihr die drei Dutzend Bettlaken noch nicht beisammen habt. Aber die meisten jungen Ehen, die heute zu Bruch gehen, scheitern an den kleinen Dingen des Alltags, scheitern an

der Unzulänglichkeit der Lebensverhältnisse, in denen die beiden jungen Menschen ihr Dasein fristen müssen. Diese Unzulänglichkeiten machen auf die Dauer unfroh, schaffen eine Mißstimmung, die dann oft der eine am anderen ausläßt. Die „Flitterwochen“ sind ja so bald vorbei.

Was sind schon 300 DM? Bei sparsamster Lebensweise braucht Ihr schon für den Lebensunterhalt von Euch beiden alles in allem mindestens 200 DM. Dann muß Deine Frau aber schon gut wirtschaften können. In diesem Betrag sind vor allem keine Vergnügungen — auch nicht Deine Zigaretten — enthalten. Mit dem Betrag könnt Ihr noch keine Anschaffungen bestreiten. Und wenn Kinder kommen? Und schließlich gehört zur Ehe eine gewisse Reife. Es ist eine große Frage, ob man die mit 20 und 21 Jahren haben kann. Die Statistiken zeigen, daß sich die Scheidungsrichter am meisten mit Frühen zu befassen haben. Das sind unsere Gedanken zu Eurem Problem. Entscheiden müßt Ihr Euch selbst. Wie die Entscheidung auch ausfällt: Wir wünschen Euch viel Glück.

Wenn maßgehalten wird

Lieber Aufwärts! Wir hatten letztes in der Gruppe eine große Diskussion über ein sehr „ungewerkstoffliches“ Thema. Trotzdem ging es heiß her, denn es ging um das Rauchen. Wir stritten uns, ob Rauchen ungesund ist oder nicht, bzw. bei welchen Mengen es ungesund wird. Was meinst Du dazu?

Ottmar G., Berlin-Südende

Bei einem gesunden Menschen ist das Rauchen nicht gesundheitsschädlich, wenn maßgehalten wird. Das „Maß“ ist individuell verschieden. Es kommt sowohl darauf an, was einer vertragen kann, als auch auf die Zigarettenmarke. So sind die sogenannten Virginatabake in der Regel schädlicher als die starken Pfälzer Tabake. Auch Orientzigaretten sind relativ ungefährlich. Was der einzelne vertragen kann, muß er persönlich, möglichst in Verbindung mit dem Arzt, feststellen. Fünf Stück am Tag werden (wahrscheinlich?) nicht schaden.

Hier irrt mein Freund Dehler

Fortsetzung von Seite 1

war und blieb als Mitglied der ehemaligen Deutsch-demokratischen Partei ein überzeugter Anhänger der Demokratie. Er gehörte auch nicht zu den Schwächlingen, die kampflös von NSDAP das Feld räumten. Ich habe mir sagen lassen, daß Herr Dehler sogar zu den Gründungsmitgliedern des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold gehörte, einer Vereinigung, in der sich die abwehrwilligen Kräfte der sogenannten Weimarer Parteien, also der SPD, der Deutsch-demokratischen Partei und des Zentrums, vereinigten. Ich möchte dem Bundesjustizminister ausdrücklich widersprechen, wenn er heute behaupten sollte, der damalige junge Herr Thomas Dehler sei wegen seines Eintretens für ein Zusammengehen von bürgerlichen Parteien mit der SPD undemokratisch eingestellt gewesen, denn ich möchte ihn daran erinnern, daß dieser junge Herr Dehler in den folgenden Jahren wegen seiner demokratischen Überzeugung von den nationalsozialistischen Machthabern verhaftet und in ein Zwangsarbeitslager gebracht worden ist.

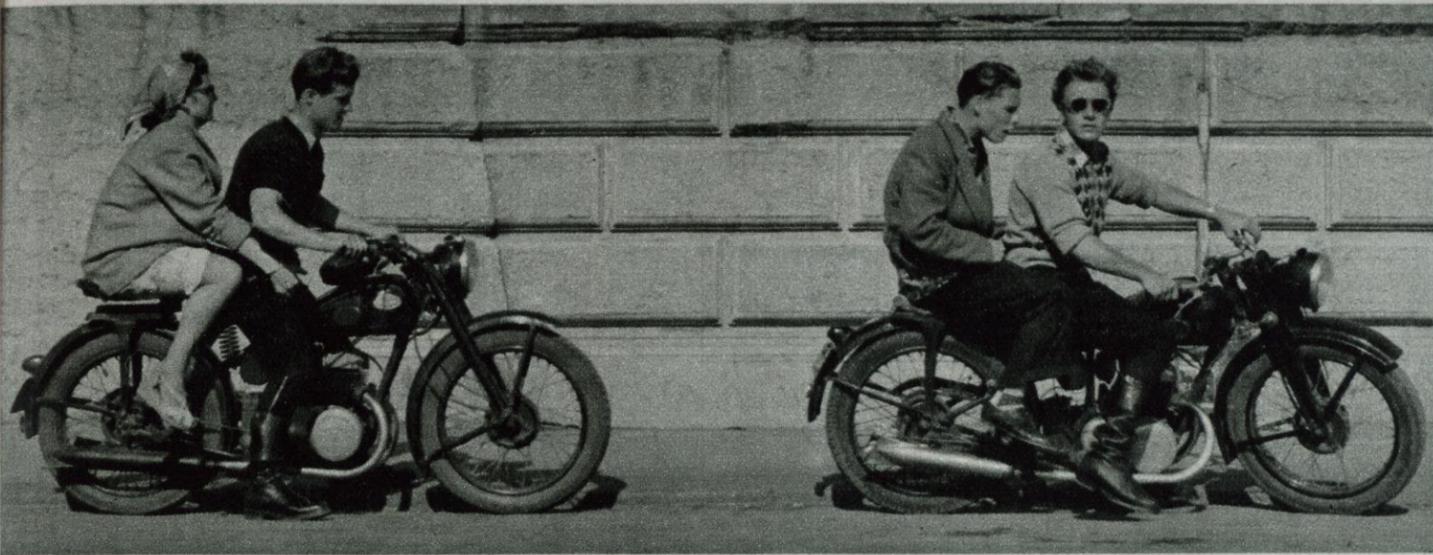
In einer Rede in Stuttgart hat Herr Dehler die FDP als wesentlichste Stütze der Bonner Wirtschaftspolitik bezeichnet. Wirtschaftspolitik ist nicht gerade die stärkste Seite unseres bayrischen Freundes. Ein Sieg des alten Liberalismus mit dem Herr-im-Hause-Standpunkt, den mancher nicht sehr kluge Unternehmer vielleicht herbeisehnen mag, könnte nur sehr kurzfristiger Natur sein. Der Gegenanschlag in Form von Planungswirtschaft und radikaler Sozialisierung würde bald folgen. Daß die Konzentration der wirtschaftlichen Macht beim Staat mit der Erhaltung individueller Freiheit unvereinbar ist, dürfte heute im stillen Kämmerlein, aber auch von vernünft-

gen Sozialdemokraten längst begriffen worden sein. Für kurze Zeit würden die Liberalen wie die SPD an ihrem Siege Freude haben können. Dann würden beide das gleiche Los teilen, nämlich liquidiert zu werden.

Um diese Zwangspartnerschaft der Liquidation zu vermeiden, treten wir für eine freiwillige Partnerschaft von Arbeitnehmern und Arbeitgebern ein, an der die Extremisten von rechts und links soviel auszusetzen haben, weil sie — gleich um welchen Preis — mit dem Kopf durch die Wand wollen. Ich finde es in Ordnung, daß Herr Dehler besonders meine persönliche soziale und werkschaftliche Einstellung kritisiert. Ich bin ihm sicher zu arbeitsnehmerfreundlich. Nun ja, ich gebe zu, daß ich mich mit Stolz zu der Arbeiterschaft bekenne, die durch ihren vollen Einsatz die Wirtschaftspolitik der Landesregierung unterstützte, als es galt, die Demontage eines sehr großen Teiles unseres industriellen Apparates zu verhindern. Diese Leistung hätten wir mit Herrn Dehler und seinen Freunden nicht vollbringen können. Ich bekenne auch, daß ich in der Tatsache, daß der eine soziale Partner, die Arbeitnehmerschaft, zu einer Zeit, als die meisten Industriellen noch in alliierter Haft waren, für die Erhaltung der Werke sorgte, eine moralische Begründung des Anspruchs erblickte, in wichtigen Fragen, die die getreteten und wieder aufgebauten Werke betreffen, mitzubestimmen. Weiter wird Herrn Dehler meine Wirtschaftspolitik hinsichtlich der Ruhrindustrie nicht gefallen haben. Als uns das Ruhrstatut auferlegt wurde, habe ich seinerzeit unter lebhafter Zustimmung der Arbeitnehmerschaft und vieler Arbeitgeber den Vorschlag einer Europäisierung in der Montanindustrie gemacht. Bekanntlich ist dieser Vorschlag später aufgegriffen worden mit dem Erfolg, daß unsere Industrie im wesentlichen wieder frei wirtschaften kann. So muß ich mich denn damit abfinden, daß ich es Herrn Dehler sicher nicht werde recht machen können.



Sein Übermut auf gefährlicher Fahrt ist nicht von langer Dauer. Der Tod, dem er die Zunge herausstreckt, revanchiert sich, und der Lkw mit Nitroglyzerin fliegt in die Luft. Das ist eine Szene aus dem empfehlenswerten Film „Lohn der Angst“, der in diesen Tagen in Westdeutschland anlauft.



Kupplung! Erster Gang! Vollgas! Start! Ein Start ohne Vollgas ist für den „echten Sportfahrer“ kein Start. Wenn der Motor auf Höchststouren dröhnt, wenn die Pneus radieren, wenn Staub- und Qualmwolken zum Himmel stinken, dann sind die Zünftigen in ihrem Element. Schafstiefel und Breecheshosen gehören genau so zu ihnen wie der Sozius und die „Braut“ (bei der es fast immer blitzt). Das nennt man die Liebe der Motorradfahrer.



KULTURBEUTEL

Diverses, auf- und abgeschrieben von Palm

★ ★ Ein Filmproduzent, der aus Afrika zurückkam, schnitt furchtbar auf. „Eines Nachts wachten wir von einem fürchterlichen Gebrüll auf. Ich rannte barfuß hinaus und sah vor mir einen Löwen stehen. Da ich keine Waite hatte, goß ich ihm schnell eine Flasche Whisky über den Kopf; das Biest lief weg, und wir waren wieder mal gerettet!“ „Oh, Sie waren das?“ sagte Ernest Hemingway scheinheilig quer über den Tisch hinweg, „als ich später den Löwen traf, wunderte ich mich, warum das Vieh so nach Alkohol roch.“

★ Die freiwillige Filmselbstkontrolle prüfte seit ihrer Gründung vor vier Jahren 6284 Filme, von denen 6162 freigegeben wurden. Es wäre interessant zu erfahren, welche Filme aus welchen Gründen für die Öffentlichkeit gesperrt wurden.

★ Der weltberühmte Clown Grock mußte zwei Jahrzehnte hart arbeiten, ehe er zum Star wurde. Während jener Zeit schlug er sich als Schlangemensch, Kaffeehauspikkolo, Reitlehrer, Orchestermusiker und „echter Chinese“ durch.



★ Filmtitel-Kuriosum. Ein Mann machte sich die Mühe, alle ihm bekannten und erreichbaren Filmtitel auf die darin vorkommenden Wörter zu prüfen. An der Spitze lag das Wort „Liebe“. „Nacht und Mitternacht“ folgten vor „Frau und Fräulein“, und erst dann kam „Herz“. Ein Drittel der Filmtitel befaßte sich mit „Mord“, „Mörder“, „Bandit“, „Raub“, „Dieb“, „Schmuggler“ oder „Gangster“.

★ In den USA gibt es gegenwärtig 500 verschiedene „Comics“ (Bildgeschichten in Zeitungen), die von rund 85 Millionen Menschen gelesen werden.

★ Charlie Chaplin hat, wie sein Rechtsanwalt! in Hollywood bekanntgab, seinem Sohn verboten, ihn in einem amerikanischen Film „Die Geschichte Jackie Coogans“ darzustellen.

★ Das Unvermeidliche ist geschehen: Bhojia Tensing, einer der Zwinger des Everest, hat von Hollywood ein sehr günstiges Angebot erhalten, um in einem Dschungelfilm mitzuwirken. Es ist jedoch kaum anzunehmen, daß der Sherpa das Angebot annehmen wird, nachdem er bereits einer indischen Filmgesellschaft eine Absage erteilt hat.



★ Schlagersänger Vico Torriani erhält jetzt die erste Filmchance. Er spielt die Hauptrolle des Musikfilms „Die verkaufte Stimme“, der bereits im Oktober uraufgeführt werden soll.

★ 962 Komponisten aus aller Welt reichten 2853 Lieder zum „Großen Internationalen Chansonwettbewerb“ ein, der in diesen Tagen in Knochentat findet. Unter den Kompositionen befinden sich fünf von deutschen Komponisten eingereichte Lieder.

Der Tod fährt immer mit

Wer sitzt auf dem Sozius, Braut oder ...? Für alle steht das Kreuz an der Wand.



Das ist der Schorsch Meier, auch „Georg der Große“ genannt, Sieger unzähliger Motorradrennen. Die Sonntagsfahrer wollen ihn imitieren ...



Fast eine Kühlerfigur. Die Dame sitzt in Wirklichkeit auf dem Sozius. Ihr Fahrer bremste plötzlich. Das hätte nicht nur ins Auge gehen können.



▲ **Jeder einmal ein Schorsch Meier**, jeder einmal ein Rennfahrer von Format. 110 zeigt der Tacho. Verdammte, das Ding müßte doch noch schneller laufen. 115 Spitze hatte der Händler versprochen. Und dann knallt es. Verkehrspolizei, Unfallkommando und Totenwagen lesen die Reste zusammen. Schorsch Meier ist eben doch ein besonderes Talent, Jahre trainiert und geschult — ist eben mehr als Sonntagsfahrer.

◀ **Nichts gegen die Motorisierung.** Nichts gegen die Kollegen, die sich eine Maschine zusammensparen und sonntags gemütlich zum See oder in die Berge fahren. Sie sind gottlob in der Mehrzahl. Aber die anderen, die „wilden Säue“, die nicht nur die eigenen Knochen, sondern auch die der Fußgänger gefährden ... Für sie alle steht das warnende Kreuz an der Wand.

Fotos: 4 Schrietz, 1 Hoepner



Kreuzworträtsel

a) waagrecht: 1. Küchengerät, 3. Opernkomponist, 4. Straßenschild, 7. Flüssigkeitsmaß, 8. erdkundl. Begriff, 9. Möbelstück, 11. Teil des Bootes, 12. Alt-skandinavisch.

b) senkrecht: 1. Musikinstrument, 2. Waldstraße, 3. Fluß in Westdeutschland, 5. Wiesenkraut, 6. Bergstraße, 9. Fanggerät, 10. Stimmlage.



(Arbeiterparadies 1953 — Fortsetzung von Seite 1)

Suche anglo-amerikanische Kriegsbrandstifter

Der Film hieß „Die Entführung“. Die Reklamebilder zeigten finstere Unterweltypen. Das waren die anglo-amerikanischen Kriegsbrandstifter. Auf anderen waren helle, frohe, entschlossene Gestalten. Das waren tschechische Piloten, Patrioten und Friedenskämpfer. Aus dem Programmtext ging hervor, daß der Film ein Stück aus dem Freiheitskampf der tschechoslowakischen Freunde zeigte. Und das schien mir der richtige Film für einen Friedensfreund aus dem Westen zu sein. Nächste Vorführung: 20 Uhr im Kulturhaus, Stalinallee. Den Film wollte ich sehen.

Ich habe den Film nicht gesehen. Leider. Niemand konnte mir auf der Stalinallee sagen, wo das Kulturhaus ist. Auch der Vopo nicht. Ich habe genau 21 Leute gefragt. Die meisten sahen mich an, als hätte ich eine ganz blöde Frage gestellt. Niemand interessiert sich für „Entführungen“, niemand für das Kulturhaus. Ostliche Filme sind nicht gefragt. Zwei Kassenschlager gab es in letzter Zeit in Ostberlin: „Sie tanzte nur einen Sommer“, und „Das doppelte Lotchen“. Sie liefen wochenlang.

Der Genosse regelte alles

Drei Tage saß ich im Ostberliner Albrechtshof. Es waren interessante Tage. Aber eigentlich wollte ich ja nach Bukarest. Zweimal war der Kurswagen nach Sofia schon ohne mich abgefahren. Am Abend des dritten Tages Protest bei Herrn Rogee. „Ich denke, daß es heute klappt“, meinte er. „Warten Sie noch ein Weilchen.“ Geger 20.30 Uhr — ich wollte eben

erneut auf den Bummel gehen — kam dann Bescheid: „Sie können heute abend fahren. Der Zug fährt um 22.55 Uhr ab Ostbahnhof (früher Schlesiener). Am Kurswagen steht ein Genosse, der hat alles bei sich und regelt alles.“

Der Genosse regelte wohlthuend. Für 16 Personen reservierte er drei Abteile 2. Klasse mit 24 Plätzen und ein Abteil 3. Klasse für Gepäck und Verpflegung. Er bedauerte, daß man keinen Schlafwagen mehr habe besorgen können, „aber vielleicht können Sie sich auch so behelfen.“ Wir bekamen Reisepapiere und Fahrscheine, mußten dafür sämtliche Westpapiere (ausgenommen den Bundespersonalausweis) sowie West- und Ostgeld abgeben. „Ich rate es Ihnen dringend. Es ist bei uns gut aufgehoben. Sie bekommen alles wieder.“ Ich tat es. (Hätte ich es doch nicht getan.) Endlose Freundschaftsrufe! Sechzehn dunkle Brote „Volkseigener Betrieb Aktivist“ mußten zwischendurch noch ins Verpflegungsabteil. Nochmals: „Freundschaft!“ Punkt 22.55 Uhr dampfte der Zug aus der Halle. Wir saßen bequem und satt. In den anderen Wagen quetschte sich das Volk schimpfend in den Gängen.

Der weise Führer der Völker schaut freundlich

In Prag standen am anderen Morgen tschechische Friedensfreunde am Bahnhof und holten uns zum Frühstück ab. Von der Wand des Wartesaals schauten Präsident Gottwald und der weise Führer der Völker, Josef W. Stalin, freundlich auf unsere übervollen Teller. Außerdem gab es Freundschaftsreden und Erinnerungsabzeichen. Der Zug wartete mit Geduld.

(Fortsetzung folgt)

Leser schreiben an den Aufwärts

Begegnung mit einem Toten

Hört, hört! Mit dem Abdruck eines Artikels, wie in der Nr. 15 „Begegnung mit einem Toten“, begeben Sie sich unter jedes diskutierbare Niveau.

M. Eudde, Bielefeld

Dem Stabsgefreiten meinen Dank

Auf die Erwiderung „Begegnung mit einem Toten“ (Nr. 15) in Nr. 16 des Aufwärts habe ich es begrüßt — wenn er tatsächlich so ein anständiger, verantwortungsvoller und kameradschaftsfähiger Feldwebel gewesen sein will —, zumindest seine Anschrift unter die Unterschrift zu setzen. Vielleicht würden sich dann auch seine ehemaligen „Untergebenen“ gewogen fühlen, „ihn einmal im Dunkeln“ zu besuchen.

Ich schließe mich dem Artikel in Nr. 15 voll und ganz an und spreche dem Stabsgefreiten Wegener heute noch meine Anerkennung und meinen Dank für seine damalige Tat aus.

Hubert Danicks, W.-Barmen

Am helllichten Tag

Wenn ich in der Kompanie Feldwebel Wilhelm Ottos gedient hätte, so wäre ihm auch meine Kugel durch den Schädel geflogen, wenn er meine Kameraden so in den Tod getrieben hätte. Und von wegen „zur Sau machen“! Denken Sie, wo Feldwebel Wilhelm Otto Arme hat, baumeln bei dem Stabsgefreiten Wegener Bratwürste? Ich würde Feldwebel Wilhelm Otto schon „zur Sau machen“, zusammen mit dem Stabsgefreiten Wegener, aber am helllichten Tage.

Es grüßt mit Gewerkschaftsgruß

Josef Sandkaulen, Bracht

Ich kann nur danken

Der Auffassung des Feldwebels Wilhelm Otto kann ich mich unter gar keinen Umständen anschließen. Wenn ich auch damals noch ein Kind und Mädchen war, so habe ich doch mit eigenen Augen sehen müssen, wie sich fast jeder Vorgesetzte bemühte — selbst in Anwesenheit der Angehörigen —, im schnoddrigen Ton die Rekruten „zur Sau zu machen“. Als Frau und Mutter kann ich dem „Aufwärts“ für seinen Bericht in Nr. 15 „Begegnung mit einem Toten“ nur danken und dem Stabsgefreiten Wegener für seine Haltung meine Anerkennung aussprechen.

Ruth Goymann, Düsseldorf

Fresse

Sie schreiben unter „Catch and Catch can der Vornehmen“ („Aufwärts“ Nr. 15), mit Säbeln schlagen sie sich die Fresse blutig. Ich glaube, daß gerade solche Ausdrücke wie „Fresse“ in einer Jugendzeitschrift nicht nur bei den jungen Kollegen, sondern gerade bei den alten Kollegen anstößig wirken. Wir haben ja schließlich in unserem Sprachschatz genügend andere Wörter als gerade das ordinäre Wort „Fresse“. Soll nicht die Jugendzeitschrift „Aufwärts“ zur Erziehung der Jugend beitragen, oder sollte ich mich geirrt haben? Glückauf!

Karl Heinz Bley

Christliche Seite kommt schlecht weg

Sehr erfreulich, daß in Ihrer Nr. 16 erstmalig der Name einer Regierungspartei positiv genannt wurde, nämlich im Zusammenhang mit dem Artikel „Helmi van Meegen, eine junge Bundestagsabgeordnete der CDU!“ Ich würde mich freuen, wenn dies auch nach den Wahlen so bleiben würde. Bisher kam alles von Regierungsseite oder von christlicher Seite in Ihrer Zeitschrift schlecht weg, und man hatte nicht immer den Eindruck, daß es sich um eine Zeitung der überparteilichen, überkonfessionellen und nichtparteilichen Jugendzeitung des DGB handelt, sondern man mußte manchmal annehmen, sie sei eine sozialistische Jugendzeitschrift.

Georg Sieron, Tauberbischofsheim

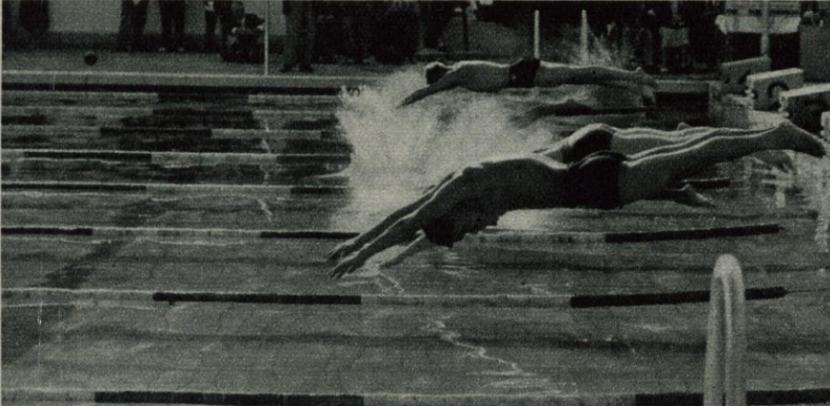
Trotzdem gut gefallen

Es drängt mich, Euch mitzuteilen, daß mir die Nummer 16 gut gefallen hat: der Bericht über August Schmidt, die Reportage über die beiden Bundestagskandidaten, die Reportage über DJO-Marschierer, das Bild mit den Stahlhelmjünglingen, der Papstempfang der Globetrotter. Auch die Krupp-Reportage finde ich treffend. Ich bin kein Franco-Anhänger, bestimmt nicht, denn Franco liebt die CAJ auch nicht, steckt sie allerdings deswegen noch nicht ins KZ. Die negativen Artikel, einseitig immer über Spanien zu schreiben, sind allerdings schon zu einer Sozialisten- und leider auch Gewerkschaftsmode geworden. Mindestens ebenso kritisch-persönliche Artikel, wenn nicht noch kritischer, über Titos Politik zu bringen, scheint mir allerdings ein notwendiger Ausgleich. Er duldet auch keine anderen Parteien neben sich, seine Gewerkschaft ist ein DAF-Aufguß. Die Christen und Kirchenführer, die sich einmal aus der Sakristei herauswagen, landen im Zuchthaus oder KZ. In den Augen aller Christen ist er ein Kirchenverfolger, wenn auch Herr Kummernuss nur volle Kirchen sah. Das ist ein bescheidener Hinweis zum Schluß, aber das andere hat mir trotzdem gut gefallen.

Georg Ruhmüller
Nationalleiter der CAJ Deutschlands
Essen-West

Der Schmetterling siegt

Vier Schwimmer starten zum Kampf auf der 100-m-Bahn. Jeder versucht es auf seine Weise: Vier Schwimmer kämpfen in drei verschiedenen Stilen. Jeder verspricht sich von seinem Stil den Sieg. Wer wird das Rennen machen? Unser Bildberichterstatler Erwin Seeger hielt den spannenden Kampf und seine Formen mit der Kamera im Bild fest.



Locker und leicht gleitet der Krauler (rechts), ausgestreckt, dem Wasser am wenigsten Widerstand bietend, über seine Bahn. Aber Kraulen ist nicht mehr — wie ehemals — der schnellste Stil. Er ist — so sagen die Kenner vom Fach — nur noch der schönste.



Dieser Brustschwimmer wendet den sog. Frosch-Stil an. Das ist eine leichtere Art des Brustschwimmens. Er erfordert nicht ganz soviel Kraft wie der anstrengende Schmetterling-Stil.



Das ist Buster Crabbe — ein typischer Vertreter des Butterfly- oder Schmetterling-Stils. Weit ragt der Körper des Schwimmers aus dem Wasser, was eine große Anstrengung bedeutet. Zweifellos ist es aber der Stil, der die größten Geschwindigkeiten im Wasser bringt. Auch hier kam Buster Crabbe als Schmetterling-Sieger ans Ziel.

Mit Harpune und Dynamit

Fortsetzung von Seite 6

schlug das morgendliche Gras über mir zusammen. Ich hatte vor, die Schatzkiste hier zu vergraben, bis ich Verbindung mit dem Barbajanni aufnehmen konnte. Auf dem alten Aschenleck machte ich erneut Feuer, schöpfte einen Topf voll Wasser, rupfte bitterduftende Menthe dazu, kochte mir einen dicken, starken Kräutertee und verzehrte das Brot. Dann überlegte ich, wo die Kiste am besten zu verscharren sei.

Der gebüschdurchsetzte große freie Platz, in dessen Mitte ich hockte, war für mein Vorhaben nicht ungeeignet. Ich stand auf, schritt umher und suchte nach Feilpunkten. Da waren zunächst an der Westseite des Platzes zwei breitstämmige Platanen. Ich ging zu den Bäumen, sah von ihnen aus über die zum Meer abgeschrägte Fläche. Zwei kahle Klippen ragten dort empor. Ich dachte mir zwei Linien, die über Kreuz zwischen jenen westlichen Bäumen und diesen östlichen Klippen verliefen. Ihren Schnittpunkt würde ich zum Grabort meines Schatzes machen.

Ich stellte mich hinter den linken Baum und visierte die rechte Klippe an. Die Visierungslinie legte ich durch eingesteckte Äste fest. Dasselbe machte ich vom rechten Baum aus gegen die linke Klippe. So erhielt ich einen Punkt, der durch kein besonderes äußeres Merkmal gekennzeichnet war, der aber im gleichen Verfahren leicht wieder ermittelt werden konnte. Seltener erschien mir nur, daß gerade dort Steine herumlagen, und zwar in einer nicht unauffälligen Weise. Ich räumte sie achtlos beiseite und begann zu graben. Was ich mit der Axt lockerte, hob ich mit der Wasserschaufel aus. Bald stand ich in einem mannstiefen

Loch. Die Axt hatte schon keine Schneide mehr, war stumpf geworden an dem steindurchsetzten Lehm. Dennoch biß sie sich hier am Grunde plötzlich fest, wie in das Holz einer nassen dicken Bohle. Ich

schrappte mit der Schaufel die Lehmkrümel weg und hieb noch mal mit der Axt zu. Kein Zweifel: Da war Holz. Ich grub mit den Fingern nach: Dieses Ding da in der nassen Dunkelheit der Erde fühlte sich an wie eine behobelte Planke. Ich wusch, was ich freigelegt hatte, mit einem Guß Wasser sauber. Und zum Vorschein kam die Ecke einer dickwandigen Truhe.

Jetzt hohlte ich einen ganzen Unterstand seitwärts in mein Loch hinein, bebend vor Schrecken und Erregung. Meine tastenden Hände bestätigten das Vorhandensein von starken Eisenangeln. Ich hatte also eine wohlgefügte Truhe ausgegraben. Aber es war weder Schloß noch Riegel an ihr zu finden. Nur eine schmale Ritze verriet, wo der Deckel auf den Kasten schloß.

Die Axt als Stemmeisen ansetzen! befahl ich mir selbst. Der Erfolg war, daß sie, die zu hastig und

unüberlegt gebraucht wurde, unterm Schaft abbrach. Hilflos fluchend stand ich vor dem vernagelten Ungetüm. Ich mußte in langwieriger Arbeit die Axt auf dem kürzeren Stiel wieder festmachen.



Und ich griff den Deckel von einer Ecke her an. Eine schräge Ritze entstand, in die ich einen Stein klemmte, so daß ich nun mit aller Ruhe nachfassen konnte. Das vernagelte Schloß öffnete sich aber nicht, sondern der Deckelrand zerriß. Immerhin, ich hatte Eingang gewonnen. Ein Geruch wie von Bodenkammern schlug mir entgegen. In der Helligkeit des ungetünchten Kastens lag ein großer halbvoller Sack. Als ich ihn aufhob, klirrte es zwischen seinen Falten. Die Bindeschnüre, an denen ich herumfingerte, waren mit schwarzem Siegellack verklebt. Ich zerriß sie. Der Sack enthielt Goldstücke. Sie trugen denselben Prägestempel wie die Münzen aus der Psarathanas-Kiste. Im Moment war mir klar: es konnte sich

hier nur um die Mache des „Verbrannten“ handeln. Ich hatte zufällig sein Versteck gefunden.

Fortsetzung folgt